

ten die Sklaven der Vororte und Außenbezirke die Plantagen niederbrennen. Die Flammen waren für die in der Stadt das Signal, die Weißen zu massakrieren. Die Sklaven der Ebene würden das Zerstörungswerk vollenden. Seit Mackendals Giftanschlägen hatten sie einen weiten, weiten Weg zurückgelegt.

Der Plan hatte keinen hundertprozentigen Erfolg, aber er kam seinem Ziel sehr nahe, und Ausmaß und Organisation der Revolte qualifizierten Boukman zum ersten der großen Führer, die in den nachfolgenden Jahren zahlreich und rasch aus den Reihen der Sklaven hervorgehen sollten. Daß eine so breitangelegte Konspiration nicht aufgedeckt wurde, ehe sie ausgebrochen war, bezeugt die Solidarität, die unter den Aufständischen herrschte. Anfang August erhoben sich die Sklaven von Limbé, das bis zum Ende der Revolution ein Aufstandszentrum blieb. Die Erhebung hatte verfrüht begonnen und wurde im Keime erstickt, aber sie zeigte, daß es gefährlich war, den allgemeinen Aufstand zu lange hinauszuzögern. Drei Tage später versammelten sich Vertreter aller Gemeinden der Ebene, um den Zeitpunkt festzulegen. Deputierte, die zur Tagung der Kolonialversammlung — sie sollte am 25. August eröffnet werden — nach Le Cap unterwegs waren, stießen auf Sklavenscharen, die die Straßen versperrten, die Abgeordneten verhöhnten und sogar tötlich wurden . . . Am 21. August gab es ein paar Gefangene. De Blanchelande, der Gouverneur, verhörte sie am nächsten Tag persönlich. Er bekam nicht viel heraus, gewann aber den verschwommenen Eindruck, daß irgend etwas im Gange war. Er ergriff Vorsichtsmaßregeln, um die Stadt vor den Sklaven, die in ihr lebten, zu schützen und befahl, die Außenbezirke durch Patrouillen überwachen zu lassen. Doch die Weißen hielten die verachteten Sklaven für unfähig, eine ausgedehnte Massenbewegung zu organisieren. Die Namen der Anführer wurden von den Gefangenen nicht preisgegeben, und es war unmöglich, blindlings gegen Tausende von Sklaven auf Hunderten von Plantagen vorzugehen. Einige weiße Plünderer wurden in Le Cap festgenommen und überführt, in ein Komplott verstrickt zu sein. De Blanchelande fürchtete diese Verschwörer mehr als die Neger.

In der Nacht des zweiundzwanzigsten tobte ein Tropensturm mit Blitzen, Böen und schweren Regenschauern. Die Führer der Revolte trugen Fackeln auf ihrem Weg zum Versammlungsort,



einem freien Platz in den dichten Wäldern des Morne Rouge, eines Berges, von dem aus Le Cap zu überschauen war. Dort erteilte Boukman seine letzten Anweisungen. Dann folgten Voodoo-Beschwörungen, das Blut eines abgestochenen Schweins wurde getrunken, und schließlich stimulierte er seine Anhänger durch ein Gebet, das er auf kreolisch sprach und dessen Wortlaut wie so mancher anderer Text, der aus ähnlichem Anlaß vorgetragen wurde, erhalten geblieben ist.

„Der Gott, der die Sonne schuf, die uns Licht gibt, der die Wellen bewegt und über den Sturm herrscht, der beobachtet uns, obgleich er in den Wolken verborgen ist. Er sieht alles, was der weiße Mann tut. Der Gott des weißen Mannes ermuntert zum Verbrechen, aber unser Gott ruft uns auf, gute Werke zu tun. Unser Gott, der gut zu uns ist, befiehlt uns, daß wir uns für das Unrecht rächen. Er wird unsere Waffen lenken und uns helfen. Werft fort das Symbol des Gottes der Weißen, der uns so oft das Weinen gelehrt hat, und lauscht der Stimme der Freiheit, die in unser aller Herzen spricht.“

Das Symbol der Weißen war das Kreuz, das sie als Katholiken am Hals trugen.

In dieser Nacht fingen sie an. Die Sklaven der Gallifet-Plantage wurden so gut behandelt, daß eine Redewendung der Sklaven „glücklich wie die Neger von Gallifet“ zum geflügelten Wort wurde, doch durch ein Phänomen, das man bei allen Aufständen feststellen kann, lieferten gerade sie das Beispiel. Jede Sklavengruppe ermordete ihre Herren und brannte die Plantage nieder. Die Vorkehrungen, die de Blanchelande getroffen hatte, retteten Le Cap, aber alles andere zeugte von einer gründlichen und umfassenden Vorbereitung. Nach wenigen Tagen war eine Hälfte der berühmten Nordebene in flammende Ruinen verwandelt, der Horizont von Le Cap aus eine geschlossene Feuersbrunst. Unablässig quollen dicke schwarze Rauchwolken, durch die einzelne Flammen bis zum Himmel aufzüngelten. Fast drei Wochen lang konnten die Leute in Le Cap die Nacht kaum vom Tag unterscheiden, während ein Regen aus brennenden Zuckerrohrstücken, vom Wind wie Schneeflocken gepeitscht, über die Stadt und den Hafen trieb und Häuser und Schiffe zu vernichten drohte.

Die Sklaven zerstörten unermüdlich. Wie die Bauern in der

Jacquerie, dem größten nordostfranzösischen Bauernaufstand, oder die britischen Maschinenstürmer der Ludditenbewegung suchten sie ihr Heil in der Beseitigung dessen, was nach ihrer Erfahrung die Ursache allen Übels war, und wenn sie viel zerstörten, dann darum, weil sie viel gelitten hatten. Sie wußten, solange es diese Plantagen gab, würden sie bis zum Zusammenbruch darauf arbeiten müssen. Sie zu vernichten war der einzige Ausweg. Ihre Herren hatten es ihnen vorgemacht: Vergewaltigung, Folter, Erniedrigung und bei dem geringsten Vergehen der Tod. Nun zahlten sie es ihnen mit gleicher Münze heim. Zwei Jahrhunderte lang hatte ihnen die höhere Zivilisation gezeigt, daß Macht gebraucht wird, um dem Beherrschten den Willen des Mächtigen aufzuzwingen. Jetzt besaßen sie die Macht und taten, wie man es sie gelehrt hatte. In der ersten Raselei töteten sie jeden, schonten nur die Priester, die sie fürchteten, und die Ärzte, die freundlich zu ihnen gewesen waren. Sie, deren Frauen ungezählte Male Notzüchtigung hatten erdulden müssen, schändeten alle Frauen, die ihnen in die Hände fielen, häufig auf den blutenden Körpern ihrer Männer, Väter, Brüder. „Rache! Rache!“ war der Kriegsruf, und einer trug als Standarte ein weißes Kind auf einem Speiß vor ihnen her.

Und doch waren sie erstaunlich zurückhaltend,<sup>1</sup> damals und auch später, weitaus humaner als ihre Herren ihnen gegenüber gewesen waren oder jemals sein würden. Der Geist der Rache beseelte sie nicht lange. Die Grausamkeiten der Besitzenden und Privilegierten sind stets schrecklicher als die Sühne der Armen und Unterdrückten, denn die einen wollen schreiendes Unrecht verewigen, die anderen lassen sich lediglich von einer momentanen Aufwallung bald gestillter Leidenschaften leiten. Je weiter die Revolution um sich griff, desto mehr Männer, Frauen und Kinder, die die Angreifer auf den Plantagen überraschten, wurden geschont. Nur Kriegsgefangenen gegenüber blieben sie gnadenlos. Mit rotglühenden Zangen rissen sie ihnen Fleischstücke heraus, brieten sie auf niedrigem Feuer, einen Zimmermann zersägten sie zwischen zwei Brettern. Doch kein Bericht aus jener Zeit erwähnt eine einzige so teuflische Folter wie einen Mann bis zum Halse einzugraben und seine Gesichtshöhlen zu verschmie-

---

1 Diese Erklärung ist kritisiert worden. Ich halte sie für gültig. C. L. R. J.

ren, um Insekten anzulocken, oder ihn mit Schießpulver zu zersprengen oder eine der tausendundeinen anderen Bestialitäten, die ihren Brüdern angetan worden waren. Verglichen mit den kaltblütigen Schandtaten ihrer Herren war, was sie begingen, unbedeutend, aber sie wurden vorwärtsgetrieben durch die Grausamkeiten, die die Weißen in Le Cap gegen jeden gefangenen Sklaven verübten.

Wie gewöhnlich zog die Massenbewegung revolutionäre Bevölkerungsgruppen, die ihr klassenmäßig am nächsten standen, in ihren Sog. Freie Schwarze beteiligten sich. Ein Pflanzer von Port Magot hatte seinem schwarzen Vorarbeiter das Lesen und Schreiben beigebracht, ihn freigesetzt, ihn in seinem Testament mit zehntausend Franc bedacht, seiner Mutter Land gegeben, und sie hatte eine Kaffeeplantage angelegt. Der Schwarze aber führte die Sklaven seines Herrn und seiner eigenen Mutter zum Aufstand, ließ beide Plantagen niederbrennen, schloß sich der Revolution an und erhielt einen hohen Posten. Die Mulatten haßten die schwarzen Sklaven, weil sie Sklaven und weil sie schwarz waren, doch als sie sahen, welche Ausmaße die Erhebung annahm, eilten Scharen junger Mulatten aus Le Cap und der Umgebung herbei, um sich im Kampf gegen den gemeinsamen Feind den bislang verachteten Schwarzen anzuschließen.

Zu ihrem Glück lagen nicht viele Truppen in Le Cap, und de Blanchelande, der die Sklaven und den weißen Pöbel der Stadt fürchtete, zog es vor, in die Defensive zu gehen. Einmal griffen die regulären Streitkräfte an, trieben die Sklaven vor sich her, aber Blanchelande beugte sich der nervösen Furcht, die in der Stadt erwacht war, und beorderte die Abteilung zurück. So blieb die Revolution auf dem Lande Herr der Lage. Die Schwarzen schöpften neuen Mut und dehnten ihren Vernichtungsfeldzug weiter über die Ebene aus. Wären sie im geringsten an den Plantagen materiell interessiert gewesen, hätten sie diese nicht mutwillig zerstört, doch sie waren es nicht. Nach einigen Wochen legten sie eine kurze Atempause ein, um sich zu organisieren. Zu dieser Zeit, einen Monat, nachdem die Erhebung begonnen hatte, schloß sich Toussaint Bréda den Aufständischen an und trat unauffällig in die Geschichte ein.

Es scheint sicher zu sein, daß er mit den Führern heimlich in Verbindung gestanden hatte, doch wie so manchem, der eine bessere Bildung besaß als ein Vertreter der einfachen Massen, fehlte es ihm zu Beginn der Kampfhandlungen an Entschlossenheit. Er wollte abwarten und sehen, welchen Verlauf die Ereignisse nehmen würden. Da er Zerstörung haßte, wahrte er zunächst unter den Sklaven seines Herrn die Disziplin und hinderte die Revolutionäre daran, Feuer zu legen. Während alle weißen Nachbarn nach Le Cap eilten, blieb Madame Bayou de Libertas auf der Plantage. Toussaint schützte sie. Bayou de Libertas selbst befand sich in einem nahen Wachlager der Pflanzer, kam aber täglich nach Hause. Toussaint, der wie stets Herr über sich und die Menschen seiner Umgebung war, ertrug diese gespannte Länge länger als einen Monat. Doch da sich der Aufstand ausdehnte, da ihn die Anstrengung, den Besitz seines Herrn und seiner Herrin zu verteidigen, zermürbt hatte, und da das Leben seiner Herrin jetzt bedroht war, schlußfolgerte er, das alte Leben sei vorbei und ein neues habe gonnen. Er erklärte Madame de Libertas, daß es für sie an der Zeit wäre, nach Le Cap zu fahren, führte sie zu einer Kutsche und überließ sie und einige Wertgegenstände der Obhut seines Bruders Paul. Seine eigene Frau und die beiden Kinder schickte er an einen sicheren Ort im spanischen San Domingo. Dann machte er sich langsam auf den Weg zum Lager der Aufständischen.

Der Mann, der sich so überlegt der Revolution anschloß, war fünfundvierzig Jahre, ein fortgeschrittenes Alter in jenen Tagen, schon ergraut und jedem als der alte Toussaint bekannt. Aus dem Chaos, das damals und in den folgenden Jahren herrschte, schuf er die Grundlagen eines Negerstaats, der heute noch besteht. Vom ersten Augenblick an war er ein Führer und stieg ohne ernstliche Konkurrenz zur Spitze auf. Wir haben deutlich dargelegt, welche gewaltigen Triebkräfte die Krise von San Domingo verursacht hatten. Aber Menschen machen die Geschichte, und Toussaint machte die Geschichte, die er machte, weil er der Mann war, der er war.

Er hatte ungewöhnliche Vergünstigungen genossen und war dem Durchschnittssklaven intellektuell und körperlich weit

überlegen. Sklaverei stumpft den Geist ab und verdirbt den Charakter. Toussaint hatte nichts von dieser Stumpfheit oder Entartung.

Als Verantwortlicher für das lebende Inventar der Plantage hatte er Erfahrung in der Leitung, Verwaltung und im Umgang mit den Plantagenbesitzern gesammelt. Bekleidet jemand nur dank seiner Fähigkeiten und seines Charakters eine Stellung, die innezuhaben in der Regel Personen anderer Erziehung, Bildung und Klassenzugehörigkeit vorbehalten bleibt, kommt er seinen Pflichten meist außerordentlich gewissenhaft und eifrig nach. Zusätzlich zu dieser praktischen Ausbildung war es ihm, wie wir gesehen haben, vergönnt gewesen, einige Lektüre zu betreiben. Er kannte Cäsars Kommentare, die ihm gewisse Vorstellungen von Politik und Kriegskunst und den Zusammenhang zwischen beidem vermittelten. Da er Abbé Raynals dicken Band über Ost- und Westindien nicht nur einmal gelesen hatte, verfügte er über solides Grundwissen in Ökonomie und Politik. Diese Kenntnisse beschränkten sich nicht auf San Domingo, sondern betrafen alle großen europäischen Reiche, die koloniale Expansion und kolonialen Handel betrieben. Schließlich hatte er drei Jahre lang die revolutionären Vorgänge in San Domingo beobachtet. Die Plantage seines Herrn lag nur zwei Meilen von Le Cap entfernt, und seine Aufgaben führten ihn häufig in die Stadt. Die Volksmassen lernen viel während einer Revolution, um so mehr ein Mann vom Schlage Toussaints. So hatte sich der Blick dieses Mannes mit seinem überragenden Verstand für die inneren und für die äußeren Angelegenheiten geschärft. Von Anfang an bewies er eine nahezu unfehlbare Sicherheit bei der Einschätzung der einheimischen und der internationalen Kräfte.

Wichtig für die spätere Entwicklung war sein lauterer Charakter. Im Gegensatz zu so vielen anderen Sklaven hatte er vermutlich seit der Kindheit nie die Peitsche zu spüren bekommen. Wie er selbst berichtet, zählten seine Frau und er zu den wenigen Glücklichen, die ein bescheidenes Auskommen hatten. Sie pflegten Hand in Hand und sehr froh zu ihrem kleinen Acker zu gehen, um dort zu arbeiten. Wissen, Erfahrung und Charakterstärke verliehen ihm eine erstaunliche Selbstbeherrschung. Er hatte sich geistig und körperlich völlig in der Gewalt. Als Kind war er so zart und gebrechlich gewesen, daß seine Eltern ihm

keine Überlebenschance gegeben hatten. Daher hatte er auch den Spitznamen „Stöckchen“; aber als Kind schon setzte er es sich in den Kopf, nicht nur Wissen zu erwerben, sondern auch einen starken Körper. Er kräftigte sich durch härteste Übungen, so daß er mit zwölf Jahren alle gleichaltrigen Jungen der Plantage sportlich übertrumpfte. Er konnte einen gefährlichen Fluß durchschwimmen, auf ein dahinrasendes Pferd springen und es seinem Willen unterwerfen. Noch mit fast sechzig war er der beste Reiter San Domingos, legte täglich meist hundertfünfundzwanzig Meilen zurück und lenkte sein Pferd so leicht und graziös, daß er als Zentaur der Savanne bekannt war.

In jungen Jahren war er Frauen nachgelaufen. Dann beschloß er häuslich zu werden. Da er nicht im Konkubinat leben wollte (das in allen Klassen San Domingos, vor allem aber unter Sklaven weit verbreitet war), heiratete er eine Frau, die bereits einen Sohn hatte. Sie gebar ihm ein Kind, und die Eheleute lebten äußerst harmonisch und freundschaftlich zusammen — in den Tagen seiner Herrschaft über ganz San Domingo nicht minder als während der Sklaverei. Verglichen mit dem Leben so vieler anderer Menschen der Kolonie war dies bei dem Ruf, den er unter den Schwarzen genoß, bei den Möglichkeiten, die ihm seine Position eröffnete, etwas Ungewöhnliches, zumal für einen Mann, der wie er angefangen hatte und dem auf der Höhe seines Ruhms die Gesellschaft attraktiver Frauen zuteil wurde.

Von Kindheit an war er wortkarg, so daß er unter seinen Landsleuten, einem redseligen, streitlustigen Volk, eine Sonderstellung einnahm. Er war sehr klein, häßlich, nicht eben wohlgestaltet. Trotz eines allgemeinen Gesichtsausdrucks von Wohlwollen hatte er einen stählernen Blick. In seiner Gegenwart hat man nie jemand lachen gesehen. Sein verhältnismäßig hoher Bildungsgrad, sein Erfolg im Leben, sein Charakter und seine Persönlichkeit verschafften ihm unter allen Negern, die ihn kannten, ein großes Prestige, und lange vor der Revolution galt sein Wort etwas bei den Sklaven. Da er sich seiner Überlegenheit bewußt war, zweifelte er nie daran, daß ihn das Schicksal dazu bestimmt hatte, eine führende Rolle zu spielen, und wer ihn kennenlernte, brauchte nicht lange, um das zu begreifen.

Bei seinem ausgeprägten Ordnungssinn konnte für ihn nichts abstoßender sein als der Anblick des Sklavenlagers. Viele der Leute waren splinternackt, andere trugen schmutzige Lumpen, geplünderte Kleidungsstücke aus Seide und Satin. Ihre Waffen bestanden aus wenigen erbeuteten Gewehren und Pistolen, stumpfen, verrosteten Schwertern, landwirtschaftlichen Geräten, Stöcken mit Eisenspitzen, Stücken von Eisenreifen, kurzum allem, dessen sie habhaft werden konnten. Sie waren knapp an Munition, und *die Kavallerie verfügte über ausgemergelte alte Pferde und Maulesel.*

Sie unterteilten sich in zwei große Gruppen, von denen die eine Biassou, die andere Jean François unterstand, und ein dritter Anführer hieß Jeannot.

Jean François war in San Domingo geboren, ein gutaussehender, sehr intelligenter Mann und stolz, so daß er lange vor Ausbruch der Revolution seinem Herrn davongelaufen war und sich den Maronnegern angeschlossen hatte. Seine ungewöhnliche Intelligenz verband sich mit großer Tapferkeit, einem nüchternen Urteilsvermögen und einer Zähigkeit, die ihn daran hinderte, sich je geschlagen zu geben.

Biassou war ein Raufbold, stets betrunken, jederzeit bereit, die verwegsten und gefährlichsten Heldenstücke zu vollbringen. In der Nähe von Le Cap hatte er einer religiösen Sekte angehört, den Vätern der Nächstenliebe, und aus diesem Grunde ebenfalls ein verhältnismäßig leichtes Leben gehabt.

Und Jeannot . . . Als in den frühen Tagen der Revolution jene törichte Expedition der Weißen San Domingos ausgerückt war, um einen vermeintlichen Gegner aufzuspüren und zu vernichten, da hatte er den kriegerisch herausgeputzten Männern den Weg gewiesen.

Die Sklaven taten es ihren gebildeten weißen Herren gleich. Sie griffen gierig zu allem möglichen Tand und knauserten nicht mit militärischen Rängen. Die Offiziere ernannten sich zu Generalen, Obersten, Marschällen, Befehlshabern, und die Führer schmückten sich mit Uniformstücken, Bändern, Orden, mit allem, was sie auf den Plantagen gefunden oder ihren gefallenen Feinden abgenommen hatten. Biassou nannte sich Brigadekommandeur, Jeannot ebenfalls. Jean François machte sich (nach Art der damaligen kolonialen Gouverneure) später zum Admiral,

Generalissimus und Ritter des Ordens von Saint Louis, während Biassou nach einem Streit mit Jean François den Titel eines „Vizekönigs der eroberten Gebiete“ annahm.

Doch trotz dieser Absurditäten, die wie der Aufputz, die goldenen Epauletten und die mannigfaltigen ehrenvollen Bezeichnungen der Mitglieder einer königlichen Familie im zwanzigsten Jahrhundert dem Zweck dienten, die Untergebenen zu beeindrucken, waren Jean François und Biassou geborene Kommandeure. Nur eine eiserne Disziplin konnte unter der heterogenen Masse von Männern, die frisch aus der Sklaverei entlassen worden waren, Zucht und Ordnung gewährleisten, und Biassou und Jean François setzten sie mit unerbittlicher Strenge durch. Jeannot war ein grausames Ungeheuer. Er trank das Blut seiner weißen Opfer und verübte abscheuliche Greuelthaten. Jean François verhaftete ihn, machte ihm den Prozeß und ließ ihn erschießen — ein bemerkenswerter Unterschied zum Verhalten der weißen Kolonisten im Fall Le Jeune. Jean François sah voraus, daß der Krieg lange dauern würde, und befahl, Nahrungsmittel anzubauen. So zeigten die Sklaventräger frühzeitig Sinn für Ordnung, Disziplin und die Fähigkeit zu regieren. Viele Emissäre der königlichen Konterrevolution fanden ihren Weg zu den Sklaven. Ein großer Teil der Priester blieb bei ihnen. Nicht einmal die Mulatten vermochten diese schwarzen Führer zu verdrängen. Jean François und Biassou, Kommandeure der ersten Stunde, behielten bis zum Schluß die Befehlsgewalt über ihre Gruppen. Toussaint trat der Gruppe Biassous bei, und da er etwas von Heilkräutern verstand, ernannte der Kommandeur ihn zum Arzt der Armeen des Königs. Von Anfang an genoß Toussaint hohes Ansehen.

Wenn eine revolutionäre Woge die Massen emporträgt, brauchen sie vor allem einen klaren, festen Kurs, aber nach dem ersten Fehlschlag hatten Jean François und Biassou nicht die geringste Vorstellung, wie es weitergehen sollte, obwohl es ihnen gelang, die Ordnung aufrechtzuerhalten. De Blanchelande schickte ihnen eine Erklärung, in der er sie aufforderte, sich zu unterwerfen. Sie lehnten ab. In ihrer Antwort bezeichneten sie sich als Diener Gottes und des Königs, und naiverweise empfahlen sie den Weißen, ihre gesamte Habe zu nehmen und die Inseln den zu überlassen, die sie mit ihrem Schweiß getränkt hatten.

Diesen wirrköpfigen politischen Führern konnte Toussaint überlegenes Wissen anbieten – und die politischen Untugenden, die es gewöhnlich begleiten.

Die Sklaven hatten revoltiert, weil sie frei sein wollten; doch keine herrschende Klasse duldet dergleichen. Die weißen Kokarden beschuldigten die Patrioten und die Freunde der Schwarzen, zum Aufstand gehetzt zu haben, während die roten Kokarden die Royalisten und Konterrevolutionäre in Frankreich anklagten. Die Kleinen Weißen belasteten die Mulatten und massakrierten sie, wo immer sie ihnen auf den Straßen begegneten.

Die Versammlung übernahm die Regierungsgeschäfte. Sie wollte Frankreich nicht um Hilfe ersuchen, schickte Gesandte zu den Briten nach Jamaika, zu den Spaniern und in die Vereinigten Staaten. Sie fürchtete die Revolution nicht, sie fürchtete die Sklaven von Le Cap und den städtischen Mob, der stets bereit war, die Anarchie zu schüren, um ungezwungen plündern zu können. Diese Kleinen Weißen weigerten sich zu kämpfen, wenn sie nicht eine ansehnliche Beute erhielten – zwei Drittel dessen, was sie auf den Plantagen fanden. Die Mulatten aber, die um ihr Eigentum bangten, meldeten sich in der Mehrheit freiwillig zu den Waffen und boten zum Zeichen ihres guten Willens Frau und Kinder als Geiseln an. Die Deputierten, die noch nicht wußten, daß die Verordnung vom 15. Mai am 24. September<sup>2</sup> annulliert worden war, versprachen nicht nur, daß Maidekret zu erfüllen, sondern es auf alle Mulatten auszudehnen, unabhängig davon, ob ihre Eltern frei waren oder nicht. Allerdings, so hieß es, könnte dies erst geschehen, wenn das Dokument die Kolonie erreicht habe und die Unruhen vorüber wären.

Um die Mulatten zu täuschen, griffen die Plantagenbesitzer zu solchen Tricks. Gegen Sklaven freilich kannten sie nur eine Waffe: Terror. Die Köpfe der getöteten Weißen krönten die Palisaden der Schwarzen. Die Kolonialversammlung ließ die Straßen, die nach Le Cap führten, mit aufgespießten Köpfen von Negern säumen. Als Boukman fiel – nach tapferem Kampf – stellte

---

2 Lacroix, *Mémoires pour Servir . . .*, Bd. I, S. 91

die Versammlung seinen Kopf in Le Cap zur Schau, dazu ein Anschlag, der verkündete: „Das ist der Kopf Boukmans, des Rebellenhäuptlings.“ Die Weißen errichteten drei Schafotte und räderten täglich zwanzig bis dreißig Schwarze. Mit der ihnen eigenen Mißachtung der Sklaven, selbst wenn sie einen Besitz darstellten, massakrierten sie alle, die sie trafen, sogar die jener Plantagen, die noch nicht in den Strudel des Geschehens geraten waren. Die Herren denunzierten jene, die ihnen zur Flucht verholfen hatten. Sklaven, die sich ihrem Herrn stellten, weil sie vor der Zerstörung Zuflucht suchten, oder nur, weil sie die Revolution fürchteten oder kampfesmäde waren, wurden auf der Stelle umgebracht. Das Ergebnis war, daß jeder, ob furchtsam oder mutig, in der Revolution die einzige Hoffnung sah. So drängten sie scharenweise herbei und reihten sich ein. Nach wenigen Wochen zählten die Aufständischen hunderttausend Mann.

Dann kam die Nachricht von einer Mulattenrevolte im Westteil der Insel. Dieses Ereignis half den Sklaven und verunsicherte die weißen Pflanzer. Die Kleinen Weißen, die jetzt in den revolutionären Stadtverwaltungen saßen, verfolgten und lynchten die Mulatten. Anfang August verließen einige, deren Geduld erschöpft war, Port-au-Prince und versammelten sich in La Croix-des-Bouquets, einem Distrikt etwa fünf Meilen von der Hauptstadt entfernt. Aus allen Teilen der Westprovinz trafen dort weitere Kontingente ein.

Nun war ein hohes Bildungsniveau unter den Mulatten zwar nicht so verbreitet wie unter den Weißen, aber den halbwildem Schwarzen hatten sie manches voraus. Deshalb stiegen sie leicht in führende Stellungen auf. Der berühmteste hieß Rigaud, ein echter Mulatte, Kind eines Weißen und einer Schwarzen. Er hatte in Bordeaux eine gewisse Bildung genossen, danach das Goldschmiedehandwerk erlernt. Im Unterschied zu Toussaint, Jean François und Biassou war er bereits ein erfahrener Soldat. Er hatte sich freiwillig zur französischen Armee gemeldet, im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gefochten, es zum Unteroffizier gebracht und auch in Guadeloupe gedient. Er haßte die Weißen, nicht nur wegen der Schmach, die er, ein gebildeter Mann und kampferprobter Soldat, von ihnen zu erdulden hatte,

sondern auch weil sie ihm sein Geschäft neideten. Die Goldschmiedekunst war damals ein wichtiges Gewerbe.

Ein ganz anderer Mensch war Beauvais, Sprößling einer seit langem freien und reichen Mulattenfamilie. Auch er hatte seine Ausbildung in Frankreich erhalten, sich freiwillig gemeldet, im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg gekämpft. Nach seiner Rückkehr in die Heimat hatte er zu unterrichten begonnen. Er war ungewöhnlich tapfer, groß, gut gebaut, von vornehmerm Wesen, bekannt als einer der schönsten Männer San Domingos, und in dieser rauhen Zeit und in diesem wilden Lande zeichnete er sich durch eine strenge Lebensart und vorzügliche Manieren aus. Die Mulatten liebten ihn, und wenn die Weißen in der Klemme saßen, fanden sie es nicht allzu schwierig, seine Hautfarbe zu vergessen.

Dies waren die beiden Soldaten. Der Politiker hieß Pinchinat. Er hatte in Frankreich umfangreiche Studien betrieben und war bei Beginn der Revolution nach San Domingo zurückgekehrt, um die Mulatten zu führen. 1791 war er bereits sechzig, ein Mann, der das Spiel und lockeren Lebenswandel liebte, der die Weißen mit der ganzen Kraft eines starken Charakters haßte. Er war der vollendete Politiker und verdiente es sehr wohl, als Genie eingestuft zu werden, wie es Pamphile des Lacroix<sup>3</sup> getan hat. „Was für ein Mann, wenn es darum geht, zur Feder zu greifen und Verträge zu entwerfen“, schrieb ein anderer Mulattenführer, „er ist einmalig.“

Unter solchen Führern stellten die militärisch ausgebildeten Mulatten eine ernstzunehmende Streitmacht dar. Aus diesem Grunde versuchte die royalistische Konterrevolution des Westens sofort, sie für sich zu gewinnen.

Humus de Jumecourt, Kommandant der Distrikte La Croix-des-Bouquets und Cul-de-sac bot ihnen ein Bündnis und sicherte ihnen all ihre Rechte zu, wenn sie die Konterrevolution oder, wie er es nannte, die rechtmäßige Regierung der Insel unterstützten. Pinchinat lehnte ab und schlug statt dessen eine vereinigte Front gegen den gemeinsamen Feind vor, die Stadtverwaltung von Port-au-Prince und die Provinzialversammlung des Westens. De Jumecourt stimmte zu, und die royalistischen Kom-

---

3 *Mémoires pour Servir . . .*, Bd. I, S. 183.

mandanten und die reichen Weißen des Westens schlossen sich den Mulatten in La Croix-des-Bouquets an. Einige höhere Kommandostellen dieser Truppen waren durch freie Schwarze besetzt, so daß verachtete Neger jetzt weißhäutigen Menschen Befehle erteilten. Zur Streitmacht der Mulatten gehörte auch eine Gruppe entlaufener Sklaven, Maronneger, die wegen ihrer Nachahmung der Leibwache Ludwigs XVI. den Spitznamen „Die Schweizer“ trugen. Voller Verachtung für die Farbigen und haßerfüllt, weil diese so hartnäckige Royalisten blieben, griffen die Patrioten La Croix-des-Bouquets an. Sie erlitten eine schwere Niederlage. „Die Schweizer“ schlugen sich sehr tapfer. Wenige Tage später hielten die Mulatten und die Weißen der umliegenden Distrikte in La Croix-des-Bouquets eine Versammlung ab. Die Mulatten präsentierten den Weißen einen Konkordatsentwurf, der ihrem Wunsch nach völliger Gleichberechtigung entsprach. Die letzte Klausel bestand aus vier Wörtern: „Wenn nicht, dann Bürgerkrieg.“ Die Weißen nahmen die Bedingungen sofort an.

Die Patrioten waren immer bereit, ihr Rassenvorurteil für eine solide Gegenleistung aufzugeben. Nach ihrer militärischen Niederlage bot Caradeu, ihr Führer, Beauvais an, den Mulatten die Rechte zu gewähren, wenn sie bereit wären, einer Unabhängigkeit ohne Einmischung der Royalisten zuzustimmen.<sup>4</sup> Beauvais lehnte ab. Inzwischen hatten sich fast alle reichen Pflanzer von den Patrioten getrennt. Sogar die wohlhabenden Kaufleute Port-au-Princes wollten nichts mit ihnen zu tun haben. Am 19. Oktober unterzeichneten die Parteien ein Konkordat, das sämtliche Forderungen der Mulatten enthielt. Die Provinzialversammlung des Westens war unverzüglich aufzulösen, die weißen Deputierten der Westprovinz hatten die Kolonialversammlung zu verlassen, unter den Mulatten sollten Soldaten für zwei Bataillone der Nationalgarde rekrutiert, Ogé rehabilitiert, das ganze Übereinkommen der Nationalversammlung zur Ratifizierung und dem König zur Billigung vorgelegt werden. Der Führer der Weißen streckte die Hand der Freundschaft aus.

„Wir bringen Ihnen endlich die Worte des Friedens; wir kom-

---

<sup>4</sup> Saintoyant, *La Colonisation Française pendant la Révolution (1789–1799)*, Paris, 1930, Bd. I, S. 59.

men nicht mehr, um mit Ihnen zu verhandeln, wir kommen nur, um Ihre Forderungen zu erfüllen, wir kommen beseelt vom Geist der Gerechtigkeit und des Friedens, um Ihnen die authentische Anerkennung Ihrer Rechte zu übergeben, um Sie zu bitten, in den weißen Bürgern Freunde und Brüder zu sehen, und die Kolonie, die in Gefahr ist, ersucht Sie, sich mit ihnen zu vereinen, damit unseren Leiden ein Ende bereitet wird. Das Konkordat, das Sie uns vorschlagen, akzeptieren wir in seiner Gesamtheit, ohne jede Einschränkung. Unglückliche Umstände, die Ihnen zweifellos bekannt sind, ließen uns einen Augenblick zögern, aber unser Mut hat alle Hindernisse überwunden, und wir haben alle niedrigen Vorurteile, den kleinlichen Wunsch nach Vorherrschaft zum Schweigen gebracht. Möge der Tag, an dem die Fackel der Vernunft uns erleuchtet hat, für immer ein denkwürdiger sein. Möge es ein Tag sein, an dem sämtliche Fehler vergessen, sämtliches Unrecht vergeben sind. Lassen Sie uns Streiter nur für die öffentliche Wohlfahrt sein.“<sup>5</sup>

Die „niedrigen Vorurteile“ und der „kleinliche Wunsch nach Vorherrschaft“ meinten die Kleinen Weißen, die sich in den Hintergrund gedrängt sahen. Aber die Nachrichten von dem Sklavenaufstand im Norden ernüchterte jeden, der Sklaven besaß und Frieden wünschte.

Alle vierzehn Gemeinden der Westprovinz akzeptierten die Bedingungen, und am 24. Oktober wurde in Port-au-Prince die große Zeremonie der Aussöhnung vollzogen.

Arm in Arm marschierten die Führer der Weißen und der Mulatten an der Spitze ihrer Truppen durch Port-au-Prince. Artilleriesalven und Rufe — „Einheit und Treue“ — begrüßten sie. In der allgemeinen Erregung sprang ein Hauptmann der weißen Nationalgarde auf eine Protze und gab bekannt, Caradeu sei Kommandeur der Nationalgarde der Westprovinz. Donnernder Applaus folgte und erhob sich erneut, als er verkündete, Beauvais sei der zweite im Kommando. Dann gingen alle zur Kirche, um das Ereignis mit einem Tedeum zu feiern, wie es im Konkordat festgelegt war. Eine Schwierigkeit blieb noch — die „Schweizer“. Was sollte aus ihnen werden? Sie auf die Plantagen zurückzuschicken wäre nicht gut für die Sklaven, argumentierten die

---

5 Zitat aus Deschamps, *Les Colonies pendant . . .*, S. 257–258.

Weiß, und man kam überein, sie nach Mexiko zu deportieren. An einem einsamen Strand sollten sie abgesetzt werden.<sup>6</sup> Von den Führern traten die Mulatten Rigaud und Pétion für die Schweizer ein; Lambert, ein freier Schwarzer, sprach sich für die Deportation aus. Waren die „Schweizer“ entfernt, schienen der Friede gesichert, die Mulattenrechte garantiert, die Konterrevolution in einer guten Ausgangsposition für die Aktion.

In Le Cap schäumte die Versammlung vor Zorn über, als sie erfuhr, was im Westen geschah. Die royalistischen Kommandeure der örtlichen Streitkräfte, M. de Rouvrai und M. de Touzard, drängten die Patrioten im Norden, den Mulatten die Rechte zu gewähren.

„Aber, werden Sie sagen, müssen wir uns den Drohungen einer minderwertigen Kaste beugen, ihnen als Lösegeld für das Unge- mach, das sie uns bereiten, Zutritt zu den Bürgerrechten verschaffen? . . . Eines Tages“, fuhr Rouvrai fort, „eines Tages wird sich das Hohngelächter, mit dem Sie die wichtigen Wahrheiten aufnehmen, die ich ihnen mitzuteilen wage, in blutige Tränen verwandeln . . . 1756 wollte England Kuba an sich reißen, und Lord Albermarle erhielt den Befehl, Havanna zu belagern. Er landete mit achtzehntausend Mann; sechs Monate später hatte er noch achtzehnhundert . . .“

Wo, frage ich Sie, ist die Armee, die fähig wäre, unser Ziel zu erreichen? Haben wir Leute außer den Mulatten? Nein. Nun, warum verweigern Sie dann die Hilfe, die sie Ihnen anbieten?

Ich bin noch nicht am Ende. Ich habe Ihnen noch einige andere Wahrheiten zu sagen, und ich werde sie Ihnen sagen. Frankreich hält den Blick gegenwärtig auf San Domingo gerichtet . . . Es ist ausgeschlossen, daß man in Frankreich die Forderungen der Mulatten überhören wird. Selbst wenn sie ungerecht wären, wird man sie begrüßen. Das konstitutionelle Dekret, das Sie für unwiderruflich halten, das Sie als Ihr Palladium ansehen, wird unvermeidlich modifiziert werden . . .“

---

6 Der Kapitän des Schiffes steckte das Geld ein, setzt sie jedoch in Jamaika ab. Der englische Gouverneur beförderte sie erobert zurück. Die Kolonialversammlung ließ sie fast alle ermorden. Nur etwa zwanzig schickte sie nach Westen, um Schwarze und Mulatten gegeneinander aufzubringen.

Die Versammlung versprach, den Mulatten die Rechte zu gewähren, jedoch erst, wenn die Unruhen vorbei wären. Gewiß, es gebe eine Sklavenrevolte, aber man habe inzwischen an Frankreich appelliert, und den Mulatten, die sie zahlenmäßig überträfen, die Rechte einzuräumen, würde bedeuten, die Kolonie militärisch und zivil diesen Bastarden und Emporkömmlingen sowie deren Bundesgenossen von der Konterrevolution auszuliefern. Im Westen seien die Folgen dieser unheiligen Allianz zu sehen. Sie aber hatten Blanchelande, den Gouverneur, in der Hand, und sie verunglimpften das Konkordat.

Der Westen wollte vom Prinzip der Einheit nicht abgehen und wies die Erklärungen der Versammlung und des Gouverneurs zurück, aber sechs Tage nach der Aussöhnungszeremonie erreichte das Dekret vom 24. September die Kolonie. Die Konstituante hatte den Mulatten alle Rechte entzogen und ihr Schicksal wieder in die Hände der weißen Kolonisten gelegt. „Niedrige Vorurteile“ und der „kleinliche Wunsch nach Vorherrschaft“ wurden neu belebt, kaum verheilte Wunden brachen auf. Die Intrigen von Barnave & Co. trugen reiche Früchte.

Es war vorgesehen, das Konkordat am 21. November zu ratifizieren. Port-au-Prince unterteilte sich in vier Wahlbezirke, und drei hatten bereits zugunsten der Ratifizierung gestimmt. Das bedeutete den Ruin der Kleinen Weißen, und Pralotto und seine Gruppe suchten nach einem Grund, das Konkordat zu Fall zu bringen. Sie fanden ihn, als ein freier Neger, Angehöriger der Mulattenstreitkräfte, einige Weiße beleidigte oder von ihnen beleidigt wurde. Man ergriff ihn auf der Stelle und hängte ihn. Obwohl die Mulatten sich mäßigten, begannen Straßenkämpfe. Die Mulatten, für die die Angriffe völlig überraschend kamen, zogen sich zurück. Feuer brach aus, und man machte sie dafür verantwortlich. Pralotto und seine Anhänger massakrierten reiche weiße Bürger, Mulatten, Männer, Frauen, Kinder, und plünderten im Viertel der Wohlhabenden, während das Feuer um sich griff und Port-au-Prince zu zwei Dritteln niederbrannte. Der Verlust wurde auf fünfzig Millionen Franc geschätzt.

Die Mulatten waren lange geduldig und nachsichtig gewesen, aber jetzt konnten sie ihre Gefühle nicht mehr zügeln. Pinchinat, der Mann der Proklamationen, erließ einen zündenden Aufruf zum Kampf.

„Eilt zur Belagerung von Port-au-Prince, meine Freunde, und stoßt eure blutriefenden Waffen, Rächer für Meineid und Wortbruch, diesen Ungeheuern aus Europa in die Brust. Zu lange sind wir Spielball ihrer Leidenschaften gewesen, haben wir ihre niederträchtigen Manöver geduldet; zu lange haben wir unter diesem eisernen Joch gestöhnt. Laßt uns die Tyrannen vernichten, laßt uns mit ihnen auch das geringste Schandmal unserer Erniedrigung begraben, laßt uns diesen Giftbaum des Vorurteils samt seinen tiefsten Wurzeln ausreißen. Rekrutiert einige, überzeugt andere, verspricht, wettet, droht, zieht die anständigen weißen Bürger auch nach. Aber vor allem, teure Freunde, seid einig, mutig und schnell. Bringt Waffen, Gepäck, Kanonen, Munition, Proviant und vereinigt euch sogleich unter der gemeinsamen Flagge. Dort laßt uns alle zugrunde gehen oder Rache üben für Gott, Natur, Gesetzlichkeit und Menschlichkeit, die in diesen Landen des Schreckens so lange geschändet wurden.“

Rigauds Bruder schrieb seinen Freunden: „Die Stunde der Rache ist gekommen . . . So mein Schicksal in diesem Feldzug nicht der Tod ist, werde ich bald wieder bei euch sein . . . Es lebe die Freiheit, es lebe die Gleichheit, es lebe die Liebe.“

Reiche Weiße und royalistische Kommandeure folgten den Mulatten, aber die Gebrüder Rigaud, Beauvais und Pinchinat (auch er, trotz seiner Behandlung der „Schweizer“) waren echte Revolutionäre, die Freiheit vor Eigentum setzten. Rasend vor Erregung und Wut riefen sie die Sklaven der Westprovinz auf und rissen sie in die Revolution hinein. Im fortgeschrittenen Norden führten die Sklaven die Mulatten, im rückständigen Westen führten die Mulatten die Sklaven. Es bedarf keiner besonderen Klugheit, um sich die Konsequenzen auszurechnen.

Im Süden waren Weiße und Mulatten dabei, nach dem Muster des Westens ein Konkordat zu schließen. Man hatte sich über alle Bedingungen geeinigt, als Caradeu den Süden besuchte und so erfolgreich intrigierte, daß man den Vorsatz, einig zu sein, vergaß. Sobald aus Port-au-Prince die Nachricht vom Bruch des dortigen Bündnisses eintraf, griffen Mulatten und Weiße zu den Waffen. Die Mulatten besetzten Jacmel und andere Städte. Sie

waren den Weißen zahlenmäßig überlegen. Zur Selbstverteidigung brachten die Weißen die Sklaven auf die Beine.

Im Norden vereinbarten einige mulattische und weiße Eigentümer ein Konkordat. Die Versammlung mißbilligte es. Da schlossen sich diese Mulatten den Sklaven an.

Die Weißen verübten abscheuliche Greuelthaten. Sie töteten eine schwangere Frau, schnitten das Kind heraus und warfen es in die Flammen. Sie verbrannten Menschen bei lebendigem Leibe, anderen impften sie Pockenerreger ein. Natürlich übten die Mulatten gebührende Vergeltung.<sup>7</sup>

Aber hier wie überall machten die weißen Plantagenbesitzer den Anfang und übertrafen an Barbarei jeden Rivalen, denn in der Anwendung von Gewalt, im Gebrauch von Grausamkeiten waren sie, durch die Art, wie sie ihre Sklaven behandelten, bewandert.

Dieses San Domingo sollten die drei Bevollmächtigten Saint-Leger, Mirbeck und Roume zur Ordnung rufen, als sie am 29. November 1791 in Le Cap landeten. Die Versammlung begrüßte sie und veranstaltete eine eindrucksvolle Zeremonie. Dann erließen die Ankömmlinge eine Proklamation, in der sie das baldige Eintreffen großer Truppenkontingente ankündigten. Zu ihrer Überraschung und Freude schien die verlogene Erklärung Wunder zu wirken.

Nach viermonatigem Kampf wußten Biassou, Jean François und die übrigen Negerführer, einschließlich Toussaint, nicht mehr, was zu tun war. Ein Aufstand braucht Siege, aber die Weißen begnügten sich damit, ihre Befestigungslinie, den sogenannten Kordon des Westens, zu halten und zu verhindern, daß die Aufständischen in die Westprovinz eindringen. Mochten die ehemaligen Sklaven die umliegenden Ländereien verwüsten, sie konnten sich nur selbst die Existenzgrundlage entziehen. Eine Hungersnot war bereits ausgebrochen und forderte Todesopfer. Jean François und Biassou hielten ihre Lage für aussichtslos und fürchteten, zur Unterwerfung gezwungen zu werden. So boten

---

<sup>7</sup> Einen wohldokumentierten Überblick über diese Untaten liefert Schoelcher, *Vie de Toussaint-L'Ouverture*, Kapitel VI.

sie den Bevollmächtigten für die Freiheit einiger hundert Führer den Frieden an.

Jean François wußte, daß es Verrat war. „Falsche Prinzipien“, schrieb er, „werden diese Sklaven sehr starrköpfig machen. Sie werden sagen, daß sie verraten wurden.“ Doch wenn die Bevollmächtigten den genannten Personen die Freiheit schenkten, würden sie gemeinsam mit den Truppen des Königs jeden verfolgen, der sich weigerte, die Waffen zu strecken. Jean François wußte, daß es ein schwieriges und gefährliches Unterfangen sein würde, und das sagte er auch. Doch er wollte alles tun, was er konnte, und um sein Gewissen zu beruhigen, schrieb er treulos von seinen Gefolgsleuten als einer Menge aus Afrika — Negern, die nicht zwei französische Vokabeln beherrschten. Das war ein starkes Stück angesichts der langen, häßlichen Liste der Führer, die Verrat übten an tapferen, wenn auch unwissenden Massen, und Toussaint steckte bis zum Hals mit drin. Obwohl er in untergeordneter Stellung arbeitete, spielte er bei den Verhandlungen die wichtigste Rolle, und das Meisterstück diplomatischer Korrespondenz, das die Abgesandten der Sklaven der Versammlung überreichten, beweist den Unterschied zwischen jenen Leuten, die wenige Wochen zuvor den Weißen empfohlen hatten, die Insel zu verlassen, und der politischen Reife eines Toussaint. Auch am Ende seiner Tage konnte er kaum Französisch sprechen und keinen Satz ohne die größten orthographischen und grammatischen Fehler verfassen.

Jahre später, als er Herr ganz San Domingos war, schrieb er an Dessalines: „Je vous a vé parlé pour le forli berté avan theire . . .“

Gemeint war: Je vous avais parlé du Fort Liberté avant-hier . . .

Besser vermochte er es nicht. Er diktierte in französischer Mischsprache oder Kreolisch, und seine Sekretäre schrieben und schrieben um, solange bis alles genau den Sinn hatte, den er haben wollte.

Der Brief<sup>8</sup> beginnt mit der Feststellung, daß die Proklamation des Königs formal die französische Verfassung anerkenne und

---

8 Lacroix, *Mémoires pour Servir* . . . Bd. I, S. 148—152. Für die gesamte Korrespondenz vgl. *Les Archives Nationales*, DXXV, 1.

„sehr klar und präzise“ um einen Geist der „Gerechtigkeit und Mäßigung“ bitte, um beim Wiederaufbau eines Landes zu helfen, das unter den wiederholten Erschütterungen einer großen Revolution gelitten habe. Dieser Geist der Versöhnung sollte die Meere überqueren. „Wir wenden uns nun dem Kolonialgesetz vom 28. September 1781 zu. Dieses Gesetz ermächtigt die Kolonien, über den Status der freien Farbigen und freien Schwarzen zu entscheiden.“

Toussaint und die anderen Verräter wünschten nicht nur Freiheit, sondern auch politische Rechte. Versprechungen allein genügten nicht. Sie wollten die Beschlüsse der Kolonialversammlung „bis zum letzten Blutstropfen“ verteidigen, aber diese Beschlüsse müßten „mit den erforderlichen Formalitäten verknüpft“ sein. Es folgt eine lange Entschuldigung für das Böse, das „dieser reichen und wichtigen Kolonie“ angetan worden war. Indes hätten sie, als sie den ersten Brief schrieben, von den neuen Gesetzen nichts gewußt. „Heute, da wir die neuen Gesetze kennen, heute, da wir die Zustimmung des Mutterlandes zu allen legislativen Maßnahmen, die Sie hinsichtlich des inneren Regimes der Kolonie und des Status der Bürger zu ergreifen gedenken, nicht anzweifeln können, werden wir uns nicht widerspenstig zeigen.“ Nach einem weiteren langen Appell an die Versammlung, die Gelegenheit zu ergreifen, um „in einer so wichtigen Kolonie“ die Ordnung unverzüglich wiederherzustellen, berührt der Brief die heikle Sklavenfrage. „Die Gesetze, die hinsichtlich des Status der freien und der nicht freien Personen in Kraft treten, sollten für die ganze Kolonie die gleichen sein.“ Das war offensichtlich ein Hinweis auf die Konkordate der Westprovinz. „Es läge sogar in Ihrem Interesse, wenn Sie durch ein vom Gouverneur sanktioniertes Dekret Ihre Absicht erklären, sich um das Los der Sklaven kümmern zu wollen, weil die bekanntlich der Gegenstand Ihrer Sorge sind.“ Da die Sklaven ihren Anführern vertrauten, wären sie zufrieden und würde es die Wiederherstellung des „gestörten Gleichgewichts“ fördern, wenn die Versammlung diese Anführer mit der Befriedung beauftragte. Den Schluß bildet eine Beteuerung des guten Glaubens und des Wunsches, die Angelegenheit rasch zu regeln. Freiheit für die Führer wäre allerdings „unerlässlich“.

Unterschrieben wurde der Brief von Jean François, Biassou,

zwei weiteren Führern und zwei Bevollmächtigten ad hoc, von denen einer Toussaint war.

Die moralischen und politischen Bande zwischen Mutterland und Kolonie wurden so geschickt benutzt, die Möglichkeit, den früheren Wohlstand „dieser großen und wichtigen Kolonie“ zu erreichen, wurde den Kolonisten so schmackhaft gemacht, die gesetzlich fundierten politischen Rechte für die freigesetzten Männer so beharrlich, aber unaufdringlich gefordert, große Worte, die nichts kosten, wie Frieden, guter Wille usw. so üppig verwendet, daß dieses Schriftstück sehr wohl aus der Feder eines erprobten Diplomaten hatte stammen können. Der Verfasser, der die Wesensart der Kolonisten kannte, ging so weit, ihnen genau vorzuschlagen, wie die Sklaven zu bluffen seien, um sie in die Knechtschaft zurückzuzwingen; kein Imperialist der heutigen Zeit mit dreihundertjähriger Betrugserfahrung wäre imstande, seine Hintergedanken wohlklingender zu tarnen. „Die Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts „als Umschreibung für Sklaverei hätte der Mandatskommission des Völkerbundes zur Ehre gereicht. Jean François hatte geschrieben, daß es zwar schwierig, aber möglich wäre, und daß sie nicht nur bereit, sondern auch fähig waren, ihr Judaswerk zu verrichten, das bezeugt der Brief Toussaints zur Genüge. Politische Tücke ist kein Monopol der weißen Rasse. Dieser abscheuliche Verrat so bald nach den Erhebungen zeigt, daß politische Führung eine Sache des Programms, der Strategie und Taktik und nicht eine Frage der Hautfarbe ist, nicht der gemeinsamen Herkunft der Führer und ihres Volkes noch der Dienste, die sie erwiesen haben.

Die selbtherrlichen und mächtigen Kolonisten lehnten ab. Verhandeln mit diesen Strolchen, die gemordet, gebrandschatzt, genotzüchtigt hatten? Unmöglich! Vergeblich protestierten die Bevollmächtigten. Die Kolonisten, höchst zuversichtlich, daß sie die aufsässigen Hunde mühelos in ihre Hütten treiben würden, antworteten, daß sie nur jenen reumütigen Verbrechern Pardon geben würden, die an die Arbeit zurückkehrten. Ihre Botschaft schloß mit der knappen Aufforderung an die Abgesandten: „Raus!“ Die weißen Kolonisten konnten nicht begreifen, daß Biassou kein Sklave mehr war, sondern vierzigtausend Leute führte.

Als er die Botschaft erhielt, wurde er wütend und erinnerte sich der weißen Gefangenen: „Sie sollen mir büßen für die Unverschämtheit der Versammlung, die gewagt hat, mir so respektlos zu schreiben“, und er befahl, sie alle zu töten.

Toussaint, der unnötiges Blutvergießen haßte, beschwichtigte Biassou.

Die enttäuschten Bevollmächtigten vereinbarten eine Unterredung mit Jean François. Die Nationalversammlung beschuldigte sie, mit der Konterrevolution zu konspirieren. Die Bevollmächtigten stellten ihnen anheim, Delegierte zu entsenden.

Jean François erschien zur festgesetzten Zeit am vereinbarten Ort. Er führte sein Pferd am Zügel. Als M. Bullet, ein Kolonist, ihn erblickte, überwältigte ihn der Zorn und er schlug mit der Reitpeitsche zu. Jean François wandte sich wutschäumend seinen eigenen Leuten zu. Der Frieden hing an einem Faden. In diesem kritischen Augenblick hatte Saint-Leger die Geistesgegenwart und den Mut, allein zwischen den feindseligen Schwarzen weiterzuschreiten und sie freundlich anzureden. Dieses unerwartete Verhalten rührte sie, und Jean François warf sich den Männern aus Frankreich zu Füßen. Er wiederholte sein Versprechen. Für die Freiheit von vierhundert Führern und für das Vergessen des Geschehenen wollte er die Schwarzen in die Sklaverei zurückführen. Die Bevollmächtigten baten ihn, als Vertrauensbeweis die weißen Gefangenen freizulassen. Er war einverstanden und bat, seine Frau auszuliefern. Sie wurde in Le Cap festgehalten. Aus Furcht vor Repressalien hatten die Weißen nicht gewagt, sie hinzurichten. Das Gespräch endete freundlich. Jean François versicherte den Bevollmächtigten, er wäre „bewegt, endlich weiße Männer zu sehen, die Menschlichkeit zeigten.“

Am nächsten Tag schickte er wie versprochen die Gefangenen nach Le Cap. Die Schwarzen ahnten vermutlich, daß etwas in der Luft lag. Eine starke Eskorte, darunter Toussaint, begleitete die Gefangenen, dennoch kaum genug, um sie vor der Feindseligkeit derer zu schützen, die sie unterwegs trafen.

Die Mitglieder der Delegation begaben sich zum Tagungsort der Versammlung. Der Präsident ließ sich nicht einmal sprechen. Er verkehrte nur schriftlich mit ihnen. „Liefert weitere Beweise eurer Reue und sagt denen, die euch schicken, sie sollen sich an die Bevollmächtigten wenden. Allein durch ihre Vermittlung

kann die Versammlung zu einem Beschluß über euer Schicksal kommen.“ Er wollte den Eindruck erwecken, daß die Bevollmächtigten der Versammlung unterstanden, und das erreichte er. So stark war die Verachtung der Deputierten, daß die Verhandlungen nicht zu Protokoll genommen wurden.

Toussaint hatte Verhandlungsvollmachten, und in dem vergeblichen Bestreben, den Stolz der Kolonisten zu brechen, setzte er die Zahl der Freizulassenden eigenmächtig von vierhundert auf sechzig herab.<sup>9</sup> Auch auf dieses Angebot gingen die Kolonisten nicht ein, und da — da erst faßte Toussaint einen unumstößlichen Entschluß, dem er nie untreu wurde und für den er starb: Völlige Freiheit für alle zu erlangen und zu erhalten aus eigener Kraft.

Die größten Revolutionäre werden durch die Umstände gemacht. Sicher sank Toussaints Zuversicht, als er die wilden Scharen um sich her betrachtete und die weiteren Aussichten bedachte, den Krieg, die Barbarei, die der Freiheit folgen würden, falls diese überhaupt erreicht würde. Er war bereit gewesen, den Kolonisten weit entgegenzukommen. Wahrscheinlich hatte er sich eine Geste guten Willens erhofft. Doch nachdem ihm sein Entschluß faktisch aufgezwungen worden war, kehrte er nicht wieder um. Als er ins Lager zurückkam, sagte er seinen Vorgesetzten, daß sie von den Bevollmächtigten nichts erwarten sollten.<sup>10</sup> Sie besäßen nur Fürspracherecht, ihre Machtbefugnisse lägen unter denen der Versammlung.

Biassou, der eine Unterredung gefordert hatte, blieb ihr fern.

Fortan war Krieg, und Krieg brauchte ausgebildete Soldaten. Toussaint gab sein Amt als Arzt der Armeen des Königs auf, nahm den Rang eines Brigadegenerals an und begann mit der Ausbildung einer Streitmacht. Nur einmal in seinem politischen Leben hatte er es nicht vermocht, einer gefährlichen Situation kühn und wirksam zu begegnen.

---

<sup>9</sup> Toussaint sagte dies in späteren Jahren des öfteren. Vgl. Sannon, *Histoire de Toussaint — L'Ouverture*, Port-au-Prince, Haiti, 1933, Bd. III, S. 18.

<sup>10</sup> Lacroix, *Memoires pour Servir* . . . Bd. I, S. 157

In der Westprovinz benutzten Rigaud, Beauvais und Pinchinat einen jungen Sklaven namens Hyacinth als ihren Agenten. Er war erst einundzwanzig, aber er zog von Plantage zu Plantage und behauptete, wie die meisten Führer ländlicher Revolten, göttlich inspiriert zu sein. Wir können ermessen, wie rückständig die Sklaven des Westens zu Beginn der Revolution waren, wenn wir uns vor Augen halten, daß sich der Einfluß sowohl Hyacinths als auch Romaines, einer Prophetin, auf göttliche Attribute gründete, während Jean François und Biassou im Norden von Anfang an eine soziale Revolution anstrebten. Die Schwarzen zogen zur konföderierten Armee der Mulatten und Weißen in La Croix-des-Bouquets, und am 31. März fand die Schlacht zwischen den Konföderierten und den Patrioten von Port-au-Prince statt. Die Sklaven waren fast alle gebürtige Afrikaner. Bewaffnet mit Messern, Spitzhacken, Stöcken mit Eisenspitze zogen sie in die Schlacht. Hyacinth führte sie gegen die Bajonette der Freiwilligen von Port-au-Prince und gegen die französischen Soldaten. Ohne Furcht vor Pralottos Geschützsalven, die ihre Reihen lichteten, griffen sie an. Wenn sie fielen, würden sie in Afrika zu neuem Leben erwachen. Hyacinth lief, einen Stierschwanz schwenkend, von einer Reihe zur anderen und rief aus, daß sein Talisman den Tod verscheuchen werde. Er setzte sich an die Angriffsspitze, lief unverletzt durch den Kugel- und Kartätschenhagel. Unter seiner Führung waren die Afrikaner unüberwindlich. Sie packten die Pferde der Dragoner, rissen die Reiter herab, griffen in die Mündungen der Kanonen, um die Kugeln herauszuholen, riefen ihren Kameraden zu: „Kommt, kommt, wir haben sie.“ Die Geschütze feuerten, rissen sie in Stücke. Andere liefen weiter, schlangen die Arme um die Kanoniere, machten sie nieder. Nichts hielt ihrem Ansturm stand. Nach sechsstündiger Schlacht traten die Truppen von Port-au-Prince einen ungeordneten Rückzug an. Sie hatten über hundert Soldaten verloren, aber fast zweitausend gefallene Sklaven bedeckten das Schlachtfeld. Die vereinte Armee belagerte Port-au-Prince.

Die Weißen kämpften nicht nur mit den Mulatten, sondern wurden beim Gouverneur vorstellig, um zu verhindern, daß Friedensstörer von der Kolonialversammlung den Westen spalteten. Sie schickten ihm die Konkordate, erklärten, daß sie sich daran

halten würden, was immer er sage, baten ihn, sie zu veröffentlichen, sie dem König zu senden, der Legislative in Frankreich, den Kaufleuten der großen Häfen, jedem.<sup>11</sup>

Mit welchen Vorbehalten die Weißen auch zu Werke gegangen waren, als sie den Pakt mit den Mulatten schlossen, jetzt strebten sie danach, das Bündnis zu zementieren, und Roume wurde von einer Vielzahl solcher Appelle überschüttet. Soziale Revolutionen, sagt Karl Marx, sind die Lokomotiven der Geschichte. Hier fuhr eine Lokomotive bemerkenswert schnell, denn im April 1792, nicht einmal drei Jahre nach dem Fall der Bastille, wurden die weißen Patrioten in Port-au-Prince belagert von einer gemischten Armee royalistischer Kommandanten, weißer Pflanzler, braunhäutiger Mulatten und schwarzer Sklaven. Keiner von ihnen wurde zum Waffendienst gezwungen, für den Augenblick waren sie alle freie und gleiche Partner. Zweifellos warteten die meisten der Reichen nur auf die Wiederherstellung der „Ordnung“, um die Sklaven auf ihren alten Platz zu weisen, aber allein schon die Tatsache, daß hier ein revolutionäres Bündnis bestand und zeitweilige Gleichheit herrschte, bedeutete eine Wende. Der alte Bann war gebrochen. Die Dinge würden nie wieder so sein, wie sie gewesen waren.

Die Kolonialversammlung führte nicht nur Krieg gegen die Sklaven und Krieg gegen die Mulatten, sondern auch einen heftigen Prioritätenstreit mit den Bevollmächtigten. In Le Cap stellten die Patrioten den Gouverneur eine Zeitlang faktisch unter Arrest, und sie schmiedeten ein Komplott, um Mirbeck, der im Februar heimsegelte, zu ermorden. Saint-Leger war nach Port-au-Prince gegangen. Die dortigen Patrioten, durch die Versammlung in Le Cap ermutigt, drohten ihn zu deportieren. Er suchte Zuflucht bei den Konföderierten. Saint-Leger und Roume waren jetzt ernstlich beunruhigt, nicht über die aufständischen Sklaven, vielmehr über das Anwachsen der Konterrevolution. Den Weißen in San Domingo erging es nicht anders, als es Barnave, den Lameths

---

11 Memorandum aus den *Commissaires Conciliateurs des Citoyens Blancs de l'Artibonite. Les Archives Nationales, DXXV, 2.* Eins von acht Stück, die Roume sammelte und nach Frankreich schickte.

und ihren Freunden in Frankreich ergangen war, sie hatten genug von den roten Kokarden und liebäugelten wieder mit der Königsgewalt. Die Konföderiertenarmee bestand anscheinend ausschließlich aus weißen Kokarden. Doch gerade zu dieser Zeit traf Pinchinat mit Saint-Leger zusammen, und was er diesem Herrn sagte, ließ ihn schleunigst nach Frankreich eilen. Drei Tage später sollte auch Roume in See stechen, aber während einer zufälligen Unterhaltung argwöhnte er, daß ein royalistisches Komplott geschmiedet wurde, und er blieb, um es zu vereiteln. Die Royalisten glaubten tatsächlich, daß San Domingo reif für den Umsturz sei. Doch sie irrten sich. Pinchinat hatte ein listiges Spiel getrieben. Die Royalisten waren darauf aus gewesen, sich der Mulatten für ihre Zwecke zu bedienen. Nun mußten sie feststellen, daß sie selbst gebraucht worden waren.

Beauvais sagte später einmal zu Roume: „Wir sind niemals die Lakaien der weißen Kokarden gewesen. Wir mußten unsere Rechte erobern, wir brauchten Hilfe. Wenn sich der Teufel persönlich eingestellt hätte, wären wir nicht wählerisch gewesen. Diese Herren boten sich an, und wir bedienten uns ihrer, wobei wir sie in dem Glauben ließen, daß wir ihre Lakaien seien.“

Das Dekret vom 4. April festigte den Sieg der Mulatten und gestattete ihnen — für einige Zeit — offen die Französische Revolution zu unterstützen.

Die koloniale Frage hatte die Konstituante erschöpft, die Nerven ihrer Mitglieder aufgerieben. Von der Legislative, die am 1. Oktober zusammentrat, blieben sie laut Gesetz ausgeschlossen. Den neuen Deputierten erging es in der kolonialen Frage kaum besser als den alten. Jetzt standen nicht nur die Menschenrechte für die Mulatten zur Debatte, jetzt gab es zusätzlich das Problem der Sklavenrevolte.

Die Feuillants, die Vertreter der Königspartei, bildeten die Rechte. In der kolonialen Frage führte Vaublanc das Wort. Er billigte den Status der Sklaven, sogar den der Mulatten. Die Linke war seit den Wahlen stärker, aber obwohl die Jakobiner über hundert Deputierte in der Legislative hatten, waren sie gespalten; extrem links standen Robespierre und die Mitglieder der Bergpartei, die Montagnards, rechts die Brissotisten, die Anhän-

ger Brissots, die in der Geschichte besser unter dem Namen Girondisten bekannt sind. Die Pariser Massen, die in der Kommune organisiert waren, folgten den Jakobinern. Robespierre und die Montagnards waren bereit, für die Rechte der Mulatten zu kämpfen, im Grunde auch Brissot, aber zu seiner Gruppe gehörten Vergniaud, Guadet und andere Deputierte der Küstenstädte. Die Girondisten trugen ihren Namen nach der Provinz Gironde, deren Hauptstadt Bordeaux war. Vergniaud vertrat Bordeaux, und alle Küstenstädte wandten sich noch strikt dagegen, den Mulatten die Menschenrechte zu gewähren.

Befremden erweckte die Art und Weise, wie Frankreich von dem Aufstand erfuhr. Paris entnahm es einer englischen Zeitung. Der englische Botschafter informierte über den ernsten Charakter der Erhebung. Er hatte die Nachricht über London aus Jamaika erhalten. Tag für Tag warf der *Moniteur* die Frage auf, warum sich Blanchelande in Schweigen hüllte. Am 7. November druckte der *Moniteur* einen Brief ab, den die Kolonisten an den Gouverneur von Jamaika gerichtet hatten. Erst am 8. wurde ein Schreiben, in dem Blanchelande um Truppen bat, dem Haus vorgelegt. Die Handelsbourgeois begannen die Kolonisten mit anderen Augen zu sehen. Wenigstens die Mulatten standen treu zu Frankreich, und sie unterstützten entschieden die Sklaverei.

Man debattierte über die Truppen, die entsandt werden sollten, um die Revolte zu ersticken, aber in einer Revolution geht es vor allem um die Revolution. Rechte und Linke der Legislative wünschten zu wissen, wie viele Truppen geschickt werden und wer sie unter Kontrolle haben sollte. Noch stand der König an der Spitze der Armee und der Marine. Die Offiziere waren Royalisten und zentrale Vertreter der Konterrevolution. Noch übten die Minister und Beamten des Königs ihre Funktionen aus, in Paris wie in San Domingo. Diesen Leuten eine Armee und eine Flotte anzuvertrauen, hieß, ihnen Waffen zu geben, die nach der Niederwerfung des Aufstands, vielleicht schon vorher, gegen die Revolution gerichtet werden konnten, und das würde bedeuten, die reichste Kolonie Frankreichs völlig den Royalisten zu überlassen. Tag für Tag trugen Jakobiner und Feuillants ihre Meinungsverschiedenheiten aus. Doch obwohl es darum ging, eine Sklavenrevolte niederzuwerfen, duldeten auch die Legislative nicht den Gebrauch des Wortes „Sklave“. Kam einem Deputier-

ten im Verlauf der Aussprache die Bemerkung „Sklaven sind Eigentum der Kolonisten“ über die Lippen, gab es heftigen Protest, und Forderungen, den Redner zur Ordnung zu rufen, wurden laut. Die Legislative, die weiter links stand als die Konstituante, war vielleicht aus diesem Grunde noch empfindlicher. Die Kolonialkommission wollte wie gewöhnlich alles im Ministerium geregelt sehen und keinen Bericht liefern, aber die Freunde der Schwarzen waren jetzt mächtiger, und Brissot warnte: Falls die Kommission nicht binnen zehn Tagen ihren Bericht vorlege, würde er am 1. Dezember eine Debatte eröffnen. In der Zwischenzeit trafen Delegierte der Kolonialversammlung ein, und einer von ihnen, Millet, trug am 30. November den Fall der Kolonisten vor. Wahrscheinlich wurden auf keiner anderen Parlamentssitzung je so viele unverschämte Lügen und solche Unaufrichtigkeit in eine einzige Rede gepackt wie hier.

Nach der Beschreibung, die Millet von der Sklaverei lieferte, war sie die glücklichste Gesellschaftsordnung aller Zeiten. „Wir leben unter unseren Sklaven in Frieden, meine Herren. Lassen Sie einen intelligenten und gebildeten Mann die beklagenswerte Lage dieser Leute in Afrika vergleichen mit dem angenehmen und unbeschwerten Dasein, dessen sie sich in den Kolonien erfreuen . . . Versorgt mit allem, was sie zum Leben brauchen, umgeben von Annehmlichkeiten, die in den meisten Ländern Europas unbekannt sind, gesichert in ihrer Eigentumsfreude, denn sie besaßen etwas, und ihr Besitz war unantastbar, medizinisch betreut, wenn sie krank waren – mit einem Kostenaufwand und einer Fürsorge, die Sie in den so vielgerühmten Krankenhäusern Englands vergeblich suchen würden, geschützt, gesichert im gebrechlichen Alter, in Frieden mit ihren Kindern und ihrer Familie . . . freigelassen, wenn sie wichtige Dienste geleistet hatten. Dies war das Bild, wahr und nicht schöngefärbt, der Lebensweise unserer Neger, und diese häusliche Lebensweise vervollkommnete sich während der letzten zehn Jahre so gediegen, daß sie in Europa nicht ihresgleichen kennt. Eine aufrichtige Zuneigung verband den Herrn seinem Sklaven. Wir schliefen unbehellig inmitten dieser Leute, die unsere Kinder geworden waren, und viele von uns hatten weder Schloß noch Riegel an den Türen.“

Dies sollte das Sklavenidyll bis 1787 gewesen sein, dem Jahr

des Falls Le Jeune. Terror, um die Unterwürfigkeit der Sklaven zu erhalten, wie es tausend Dokumente bezeugen? Nichts dergleichen. Gewiß, es gab einige wenige harte und gestrenge Herren. „Aber welches war das Schicksal dieser bösen Männer? Gebrandmarkt von der öffentlichen Meinung, von jedem ehrlichen Menschen mit Entsetzen betrachtet, ausgeschlossen aus der Gesellschaft, ohne geschäftliche Glaubwürdigkeit lebten sie in Schimpf und Schmach und Schande und starben elend und verzweifelt . . .“

Was zerstörte diese Harmonie? Und nun ließ er die Katze aus dem Sack.

„Jedoch, meine Herren, eine Gesellschaft formt sich in Frankreichs Busen, die aus der Ferne die Zerstörung und das Aufbegehren bewirkt, die über uns gekommen sind . . . Nicht nur, daß wir unsere Arbeit nicht fortsetzen können —, diese Gesellschaft hat unter unseren Sklaven den Geist des Aufruhrs und unter uns die Furcht gesät.“

Nachdem Millet diese Bombe gegen die Freunde der Schwarzen geschleudert hatte, wandte er sich der Versammlung zu. Er kannte den wunden Punkt. „Bald, sagt man, wird diese Gesellschaft fordern, den Sklavenhandel zu unterbinden. Das heißt, der Profit, der daraus dem französischen Handel erwachsen kann, wird Ausländern zufließen, denn niemals wird diese romantische Philosophie alle Mächte Europas davon überzeugen, daß es ihre Pflicht ist, die Kultivierung der Kolonien aufzugeben und die Bewohner Afrikas der Barbarei ihrer Tyrannen zu überlassen, statt sie andernorts einzusetzen. Unter freundlichen Herren bestellen sie Land, das ohne sie brach läge und dessen Produkte für die Nation, die sie besitzt, eine Quelle der Ökonomie und des Wohlstands sind.“

Die Mulatten? Sie und die Weißen hatten friedlich — nein, glücklich miteinander gelebt. „Die Bande der Zuneigung und des Wohlwollens, die zwischen diesen beiden Klassen bestanden“, würden sich unter den gerechten und humanen Gesetzen, die von der Kolonialversammlung zu verabschieden wären, weiter festigen. Doch die Freunde der Schwarzen deuteten die Haltung der Weißen fälschlich als anmaßende Selbstgefälligkeit und als ein Bestreben, sich gerechten Forderungen zu widersetzen.

Doch kein Mensch kann endlos heucheln, am wenigsten je-

mand, der in der französischen Intellektuellentradition geschult ist. Ehe Millet zum Schluß kam, ließ er das elegante Mäntelchen fallen und zeigte weiß San Domingo in seiner ganzen erbärmlichen Nacktheit.

„Diese ungehobelten Schwarzen sind unfähig, die Freiheit zu schätzen und sie weise zu genießen, und das unkluge Gesetz, das ihre Gewohnheiten zerstören würde, wäre für sie und für uns ein Todesurteil.“

Die gesetzgebende Körperschaft hörte schweigend zu. Das war keine Gaukelei mit dem Wort Sklaverei. Es war die Sache selbst, der Bourgeoisie zur Verewigung empfohlen. Jaurès vermerkt, daß es keinen Applaus gab, auch nicht die sonst üblichen empörten Zwischenrufe, die Mißbilligung der Vokabel „Sklaverei“.

Als Millet seine Rede beendet hatte, lud der Präsident die Delegierten ein, weiter an der Sitzung teilzunehmen. Das war zuviel. Jemand von der äußersten Linken sprang zornig auf. „Was, Herr Präsident, Sie laden Leute zur Sitzung ein, die sich soeben abfällig über Philosophie und Freiheit ausgelassen haben, Leute, die soeben eine Beleidigung . . .“ Aber der Profit des Sklavenhandels überstieg die Kompetenz der Versammlung, und die Linke selbst zeigte wenig Interesse an der Angelegenheit.

Am nächsten Tag ergriff Brissot das Wort und hielt eine meisterhafte und berühmte Rede für die Sache der Mulatten. Er zeigte, daß die reichen Weißen sehr darauf bedacht waren, in Frieden zu leben, und bereit, den Mulatten die politischen Rechte zu gewähren; anders die Patrioten, die zum größten Teil Frankreich gegenüber schwer verschuldet waren, nach Unabhängigkeit strebten, die schuldenfreien Mulatten beneideten und das Rassenprivileg unbedingt aufrechterhalten wollten, denn es bedeutete ihnen jetzt um so mehr, als es auf einer recht unsicheren Grundlage basierte.

„Nur so läßt es sich erklären, weshalb das Herz ein und desselben Kolonisten von Haß erfüllt ist gegen den Farbigen, der seine Rechte beansprucht, gegen den Kaufmann, der seine Schulden fordert, gegen eine freie Regierung, die wünscht, daß allen Gerechtigkeit getan werde.“

Wieder war die Bourgeoisie in der Frage der Mulattenrechte

zerstritten. Diesmal dauerte der Streit wochenlang und wurde im Haus und außerhalb geführt. Vaublanc nahm die Stelle des abwesenden Barnave ein, aber die Konkordate zwischen Weißen und Mulatten hatten den Freunden der Schwarzen ein neues Argument geliefert, und die Handelsbourgeois waren nunmehr überzeugt, daß einzig die Gewährung der Rechte die Kolonie retten konnte. Die Verhandlungen der Patrioten mit anderen Ländern hatten ihnen die Augen geöffnet. Sie wußten jetzt, woran sie mit diesen Leuten waren. Es gelang Vergniaud und Guadet, ihre Gönner davon zu überzeugen, daß die alte Politik falsch war. Die großen Reeder, Kaufleute und Händler trennten sich von den Kolonisten. Barnaves Gruppe, die Feuillants, bildeten das regierende Ministerium, aber die Revolution faßte neuen Mut. Am 10. März wurden die Feuillants gestürzt, und ein girondistisches Ministerium nahm die Arbeit auf. An seiner Spitze stand Roland, doch die führenden Köpfe waren Madame Roland und Brissot. Am 24. März verabschiedete die Legislative mit großer Stimmenmehrheit ein Dekret, das allen Farbigen volle politische Rechte verlieh. Einige versuchten zu argumentieren, die Beschlüsse der Konstituante wären unantastbar, aber ein Deputierter der Linken attackierte unter starkem Beifall die Theorie, daß die Legislative für alle Zeiten an die Entscheidungen der Konstituante gebunden sei, und verlangte kühn, die Souveränität des Volkes über die Rechte früherer Versammlungen zu stellen. Drei neue Bevollmächtigte wurden ernannt, mit höchsten Befugnissen ausgestattet. Starke Truppenkontingente sollten die Durchführung der neuen Beschlüsse erzwingen. Am 4. April setzte der König seine Unterschrift unter die Vorlage und verlieh dem Dokument Gesetzeskraft.

Doch wie war mit den Sklaven zu verfahren? Die Sklaven hatten für die Freiheit revoltiert. Der Aufstand war niederschlagen. Aber müßte ihnen nicht wenigstens Straffreiheit und künftig eine freundliche Behandlung zugesichert werden? Darüber kein Wort. Weder von Vaublanc auf der Rechten noch von Robespierre auf der Linken. Robespierre machte sich lächerlich, indem er sich heftig gegen das Wort Sklave verwahrte, als vorgeschlagen wurde, es an Stelle von Unfreier zu verwenden. Brissot

erwähnte die Sklaven flüchtig, konstatierte, daß sie unglücklich seien, und das war alles.

„Die Sache der Farbigen ist also die Sache der Patrioten des alten Dritten Standes und schließlich des Volkes, das lange unterdrückt wurde.“ So hatte Brissot gesprochen, und Brissot, Vertreter des Dritten Standes, war bereit, dem Dritten Stand der Mulatten zu helfen und das Volk – in Frankreich wie in San Domingo – mit Phrasen abzuspeisen. Die französischen Bauern schrien noch immer danach, daß die Versammlung sie von den feudalen Abgaben befreien solle. Die Brissotisten wollten dies nicht tun. Sie wollten das Eigentum nicht antasten. Auch Sklaven waren Eigentum. Blangetty, ein Deputierter, empfahl einen Gesetzentwurf zur allmählichen Befreiung. Die Legislative mochte nicht darüber diskutieren. Am 26. März, zwei Tage nach der Verabschiedung des Mulattendekrets, wagte Ducos vorzuschlagen, daß jedes Mulattenkind frei sein solle, „was immer der Status seiner Mutter sei“. Die Legislative ging entrüstet zur Tagesordnung über; Ducos durfte seinen Antrag nicht einmal erläutern. Die Freunde der Schwarzen, gute Liberale, waren an der Macht und blieben in der Sklavenfrage stumm wie die Kolonisten. Die Sklaven, die von Politik nichts verstanden, hatten recht getan, nicht auf diese eloquenten Phrasendrescher zu warten. Toussaint, dieser scharfsinnige Student französischer Politik, las und lernte.

Toussaint hatte die Freiheit aller vor Augen, und er als einziger unter all den schwarzen Führern schuf in den ersten Monaten 1792 aus unwissenden, unausgebildeten Schwarzen eine Armee, die fähig war, europäischen Truppen die Stirn zu bieten. Die Aufständischen hatten eine besondere Angriffsmethode entwickelt. Ihre Taktik beruhte auf ihrer großen zahlenmäßigen Überlegenheit. Sie stürmten nicht in Massensformation fanatisch vorwärts, sondern bildeten Gruppen, wählten bewaldetes Gelände und versuchten den Feind einzuschließen, um ihn anschließend mit ihrer Übermacht zu erdrücken. Diese einleitenden Manöver führten sie schweigend aus, während die schwarzen Priester ihre Stimme erhoben und die Frauen und Kinder wie besessen sangen und tanzten. Hatte die Erregung den nötigen Höhepunkt er-

reicht, griffen die Kämpfer an. Stießen sie auf Widerstand, zogen sie sich zurück, ohne sich zu erschöpfen, doch beim geringsten Zaudern des Gegners wurden sie außerordentlich kühn, überrannten die Geschütze und ihre Gegner. In der ersten Zeit wußten sie die Kanonen, die sie erbeuteten, nicht zu bedienen, sondern hielten die Lunte an das verkehrte Ende. Aus diesen Männern, die „nicht zwei französische Vokabeln beherrschten“, mußte eine Armee geschmiedet werden. Toussaint hätte Tausende Anhänger haben können. Bezeichnenderweise begnügte er sich anfangs mit wenigen hundert ausgewählter Leute, die ihm ergeben waren, die die Kriegskunst mit ihm gemeinsam erlernten, während sie Seite an Seite gegen die französischen Truppen und die Kolonisten kämpften. Im Lager drillte er sie und bildete sie eifrig aus. Bis Juli 1792 war seine Einheit erst auf fünfhundert angewachsen, die besten der revolutionären Truppen. Sie und nicht die Reden in der Legislative würden den Freiheitskampf entscheiden. Aber niemand beachtete Toussaint und seine schwarzen Gefolgsleute. Feuillants und Jakobiner in Frankreich, die Weißen und die Mulatten in San Domingo betrachteten die Sklavenrevolte noch als gewaltigen Aufstand, den man niederschlagen würde, sobald die Zeit dafür gekommen, sobald die Kluft zwischen den Sklavenbesitzern erst geschlossen wäre.

## V

### Die Pariser Massen vollenden es

Sechstausend Leute — viertausend Nationalgardisten und zweitausend Mann reguläre Truppen — verließen auf fünfzehn Schiffen Frankreich, um in San Domingo den Hader zwischen den Sklavenbesitzern zu beenden und die schwarze Revolte zu unterdrücken. Die Bevollmächtigten waren Sonthonax, ein rechter Jakobiner, Freund Brissots; Polverel, der den Ausschluß Barnaves und seiner Freunde aus dem Jakobinerklub betrieben hatte, ebenfalls Brissotanhänger; und ein gewisser Ailhaud, eine nichtsagende Person. Das Expeditionskorps schien der Aufgabe gewachsen zu sein, aber durch seine Reihen verlief der Riß, der seit Juli 1789 ganz Frankreich spaltete. Die Kommissare waren Revolutionäre, die Kommandeure Offiziere des Königs. Vor dem Auslaufen gerieten sich Desparbes, der Befehlshaber, und die Kommissare wegen Kompetenzfragen in die Haare und gebrauchten für die Truppen „zweideutige und verfassungswidrige“ Wörter. Sie stritten so laut, daß es Offiziere und Mannschaften hörten. Dann konnten sie sich über die Landemethode nicht einigen, und nachdem sie an Land gegangen waren, überwarfen sie sich. Die Nationalgarde bestand aus revolutionären Zivilpersonen, die Truppen aus Soldaten des Königs. Anstatt sofort alle Kräfte gegen die Sklaven zu mobilisieren, komplottierte Desparbes mit den ansässigen Royalisten. Die Nationalgardisten wurden auf die verschiedenen Militärlager aufgeteilt und dem Befehl royalistischer Offiziere unterstellt. Die Kommissare waren im Namen der Revolution an Bord gegangen und von Rochefort ausgelaufen.

Mitte Juli waren sie in See gestochen. Ehe sie San Domingo erreichten, nahmen die Pariser Massen, der Doppelzüngigkeit und der Unfähigkeit der Parlamentarier müde, die Sache in die eigenen Hände und stießen die Bourbonen vom Thron.

Die Girondisten hatten Ablenkungsmanöver unternommen. Um sich den Forderungen der Bauern, dem Wunsch der Arbeiter, für Lebensmittel Höchstpreise festzusetzen, und den übrigen brennenden Fragen der Revolution nicht stellen zu müssen, hatten sie siebzehn Tage nach dem Dekret vom 4. April das Land in einen Krieg mit Österreich gestürzt. Die Armee war halb royalistisch, halb revolutionär. Marie Antoinette hatte dem Feind die Kriegspläne in die Hand gespielt, und die französischen Royalisten erwarteten die Fremden, die die Revolution abwürgen sollten. Die Girondisten fürchteten die Konterrevolution, mehr aber noch die Pariser Massen, und wollten keine Schritte gegen die Royalisten unternehmen. Da erstürmte das Volk von Paris am 10. August, auf das äußerste erbittert, die Tuilerien. Die königliche Familie wurde verhaftet, die Legislative aufgelöst, ein neues Parlament, der Nationalkonvent, einberufen.

Die Massen gingen mit den royalistischen Verschwörern der Septembermassaker streng ins Gericht und nahmen die Macht in die eigenen, schmutzigen, aber starken und ehrlichen Hände. Die girondistische Regierung wünschte Paris zu verlassen. Die Arbeiter duldeten es nicht. Sie bewaffneten täglich zweitausend Freiwillige, und da sich die Royalisten vorerst ruhig verhielten, zogen sie singend in den Kampf, um die Konterrevolution von der französischen Erde zu vertreiben. Wenn das revolutionäre Frankreich gerettet wurde, dann war es ihnen zu verdanken.

Was hat das alles mit den Sklaven zu tun? Ungeheuer viel. In normalen Zeiten hätte niemand erwarten können, daß sich die französischen Arbeiter und Bauern für die koloniale Frage interessierten, doch jetzt waren sie erwacht. Sie kämpften gegen Krone, Tyrannei, Reaktion, gegen jede Form der Unterdrückung, und das schloß die Sklaverei ein. Das Rassenvorurteil ist offensichtlich das irrationalste aller Vorurteile, und verständlicherweise hatten die Pariser Arbeiter, die 1789 indifferent gewesen waren, inzwischen einen anderen Stand erreicht. Nunmehr

verabscheuten sie keine Aristokraten so sehr wie jene, die sie „die Aristokraten der Hautfarbe“<sup>1</sup> nannten. Am 11. August, einen Tag nach dem Fall der Tuilerien, schrieb Page, ein berühmter Agent der Kolonisten in Frankreich, nahezu verzweifelt nach Hause: „Hier herrscht nur ein Geist, Abscheu vor der Sklaverei und Begeisterung für die Freiheit. Es ist ein Taumel, der alle Köpfe ergreift und jeden Tag stärker wird.“<sup>2</sup> Fortan waren die Pariser für die Sklavenbefreiung, und ihre schwarzen Brüder in San Domingo hatten erstmalig leidenschaftliche Bundesgenossen in Frankreich.

Nach allgemeinen Wahlen war der Nationalkonvent einzuberufen und würde unter dem Einfluß dieser Massen arbeiten. Die Sklaven in San Domingo hatten dem revolutionären Frankreich gezeigt, daß sie für die Freiheit kämpfen und sterben konnten, und die logische Entwicklung der Revolution in Frankreich hatte Massen auf die Bühne gebracht, die, wenn sie Aufhebung der Sklaverei sagten, es auch meinten, theoretisch und praktisch.

Doch es bedarf der Organisation und Zeit, um Massengefühle in Handlung umzusetzen, und zunächst hatte die Revolution dringendere Probleme anzupacken.

Als die Kommissare am 18. September landeten, ahnten weder sie noch die Bevölkerung San Domingos etwas von den Ereignissen des 10. August.

Sie waren hauptsächlich gekommen, um sich mit der Mulattenfrage zu befassen. Zu ihrer angenehmen Überraschung fanden sie die Angelegenheit bereits geregelt. Drei Jahre Bürgerkrieg und ein Jahr Sklavenaufstand hatten den weißen Plantagenbesitzern endlich zu denken gegeben. Sobald das Dekret bekannt wurde, akzeptierten es alle Weißen des Nordens, Westens und Südens. Am 14. Juli 1792 gaben die Weißen den Farbigen ein Essen, das die Farbigen wenige Tage später erwiderten. Der Gouverneur, der Kommandant der Marinestation, der

---

1 Garran-Coulon, *Rapport sur les Troubles* . . . Bd. IV, S. 21

2 *Débats entre les accusés et les accusateurs dans l'affaire des Colonies*, 6 Bände, Paris, 1798. Der offizielle Bericht vom Prozeß gegen Sonthonax und Polverel. Veröffentlicht von Garran-Coulon, Bd. II, S. 223.

Schatzmeister schrieben an die Kommissare, daß alle Weißen bereit waren, das Dekret anzunehmen.<sup>3</sup> Natürlich gab es noch Rassenurteile. Sie können nicht an einem Tag oder in einem Jahr beseitigt werden, aber die Weißen wollten Frieden, und beim Empfangszeremoniell behandelten der weiße Präsident der Versammlung, der weiße Bürgermeister von Le Cap und alle anderen den Streit mit den Mulatten als eine Sache der Vergangenheit. Zwei Dinge bereiteten ihnen Kopfzerbrechen. Das eine war die Sklaverei.

„Wir haben nicht eine halbe Million Sklaven von den Küsten Afrikas geholt, um sie zu französischen Staatsbürgern zu machen“, äußerte der Präsident der Versammlung gegenüber Sonthonax, und Sonthonax stimmte ihm zu. Er erkenne zwei Klas-

---

3 Anlagen zum Bericht der Kommissare an den Marineminister, 30. September 1792, *Les Archives Nationales DXXV*.

a) D'Augy, Präsident der Kolonialversammlung, in einer Rede an die Kommissare bei ihrer Ankunft: „... Sie nicht darüber in Zweifel zu lassen, daß wir uns dem Gesetz vom 4. April d. J. zugunsten der Farbigen und freien Neger uneingeschränkt beugen.“

b) Brief Girardins, Kommandant der Marinestation: „Sie fragen mich, meine Herren, welches die Gefühle der Soldaten und Matrosen bezüglich des Gesetzes vom 4. April sind. Ihre Gefühle hinsichtlich der Einhaltung dieses Gesetzes sind ausgezeichnet, für dieses wie für alle anderen Gesetze. Wenn das Gesetz spricht, wissen sie zu gehorchen, sofern sie niemand aufzuwiegeln sucht...“ Girardin warnte die Kommissare vor den „Aufässigen“ in Le Cap, die danach trachteten, „die Harmonie, die zwischen den ehrenwerten Bewohnern, weißen und farbigen, besteht, zu stören.“ Er empfahl den Kommissaren, in Saint Marc, wo die „Einigkeit zwischen allen Bürgern vollkommen ist“, an Land zu gehen.

c) Brief von Blanchelande, Gouverneur, an die Kommissare: „Das Gesetz vom 4. April wurde in der ganzen Kolonie publiziert und akzeptiert.“

Brief Souchets, des Schatzmeisters, an die Kommissare: „Sie werden feststellen, daß das Gesetz vom 4. April hier allgemein akzeptiert wird...“

Brief des Beamten Delpech: „Sie werden sehen, daß das erste Anliegen Ihrer Mission, zu gewährleisten, daß das Gesetz vom 4. April eingehalten wird, Ihnen wenig Sorge bereitet, aber Sie werden viele Vorkehrungen treffen müssen...“

Sonthonax persönlich schrieb dem Minister, daß Roume vom Süden und Westen die gleichen Nachrichten übermittelt habe.

Doch Mr. Lothrop Stoddard, ein fanatischer Verfechter seiner Rassentheorien, geht so weit, auf Seite 187 seines Werkes *The French Revolution in San Domingo* (Boston & New York, 1914) zu behaupten, daß der Gouverneur und der Stationskommandant in besonderen Denkschriften erklärt hätten, die Soldaten und Matrosen „teilten die Ablehnung des Gesetzes vom 4. April durch die Kolonisten.“

sen in San Domingo an, sagte er, die Freien — ohne Unterschied der Hautfarbe — und die Sklaven.

Die zweite Frage war die Revolution. Weiße und rote Kokarden erhofften sich gleichermaßen Hilfe durch die Kommissare. Die Royalisten sahen in den Kommissaren Beamte, die vom König eingesetzt waren, die Revolutionäre betrachteten sie als Mitglieder des Jakobinerklubs. Sonthonax ergriff, wie es sich für einen Jakobiner und Brissotisten gehörte, die Partei der Revolution. Er reorganisierte die Regierung, um die Macht in den Händen der Kommission zu konzentrieren, und sein Rat schloß sowohl Mulatten als auch freie Schwarze ein. Der nächste Schritt war nun wahrscheinlich, die Sklaven anzugreifen, ehe sich das Klima auf die Truppen auswirkte; aber dieser energische Angriff blieb aus.

Anfang Oktober erhielt San Domingo die Nachricht vom 10. August. Das war nicht einfach eine Frage der Loyalität zu einem Monarchen. Die Bourgeoisie entmachtete den König und ersetzt die Monarchie bereitwillig durch eine Republik, wenn sie dadurch die eigene Haut und ihre Reichtümer retten kann. Der 10. August bedeutete mehr als das. Die Massen strebten danach, die Macht zu ergreifen, nicht durch Reden, sondern mit Waffengewalt. Nach dem 10. August konnte es auf französischem Territorium nirgends mehr Waffenruhe geben. Royalisten unter Desparbes und Revolutionäre unter Sonthonax bekriegten einander. Die Mulatten kämpften für Sonthonax, der siegte und Desparbes und die anderen royalistischen Führer nach Frankreich deportierte. Die Revolution triumphierte, aber Sonthonax war entschlossen, die Diskriminierung der Mulatten zu beseitigen, und die Kleinen Weißen und der Pöbel, obwohl revolutionär eingestellt, gerieten außer sich, als sie die reichen Farbigen begünstigt sahen. Sonthonax nannte sie „Aristokraten der Hautfarbe“ und bekannte sich zu Geist und Buchstaben des Dekrets vom 4. April. Wieder hatte die Uneinigkeit der Herrschenden den Beherrschten eine Atempause verschafft.

Doch dieser offensichtliche Glücksumstand war keineswegs Zufall. Es ist bezeichnend für eine entartete oder bankrotte Gesellschaftsordnung, daß sich die herrschenden Klassen nicht einigen können, wie die Lage zu meistern sei. Der Hader führt zum Bruch, und die herrschenden Klassen bekämpfen sich ge-



Die Assotor-Trommel ist die größte und heiligste aller haitischen Trommeln. Von der Trommel wird angenommen, daß sie eine loa (Gottheit) ist, die für alle anderen stellvertretend steht. Die Taufe der Trommel ist eine komplizierte Zeremonie, die ausgeführt wird, um der Seele der Trommel ihren Platz zu geben.

genseitig, solange sie nicht zu fürchten brauchen, daß die Massen die Macht ergreifen. Laveaux, der französische Befehlshaber, besiegte mit seinen wenigen Soldaten Toussaint und warf die revoltierenden Sklaven aus ihren Stellungen. Hunger und Krankheit dezimierten die Aufständischen. Als ihre Truppen besiegt und in die Berge getrieben waren, kamen fünfzehntausend hungernde Männer, Frauen und Kinder und baten um Erlaubnis, zurückkehren zu dürfen. Toussaint verlor sich mit seiner kleinen erprobten Schar, die ein gutes Jahr alt war, hilflos in der Menge. Jean François und Biassou verfügten zwar über mehr Leute, waren Toussaint jedoch unterlegen. Candy, der eine Gruppe Mulatten anführte, war zu den Truppen der Kommissare übergelaufen. Damit begannen die Mulatten zu schwanken, was später verheerende Folgen haben sollte. Anfang 1793 bereitete Laveaux den letzten Angriff vor, um den Aufstand endgültig zu zerschlagen, als er überraschend von den Bevollmächtigten zurückgerufen wurde.

Die Revolution ging über Frankreichs Grenzen hinaus. Am 21. Januar 1793 wurde der König hingerichtet. Die Revolutionsarmeen errangen Erfolge, und die herrschenden Klassen Europas rüsteten gegen das neue Ungeheuer, die Demokratie. Im Februar gab es Krieg mit Spanien, dann mit Britannien, und Sonthonax beorderte Laveaux zurück, weil er die Küsten gegen den äußeren Feind schützen sollte.

Abermals überflutete der revolutionäre Strom die Ebene. Nie wieder sollte der Revolution von San Domingo der Atem ausgehen. Toussaint trat als Mann der Zukunft auf den Plan.

Für den Augenblick wußten die Schwarzen nicht, welche Seite ihre wahren Interessen vertrat, und das war nicht ihre Schuld. Noch bestimmten Liberale und „Gemäßigte“ den Verlauf der Revolution und verfolgten eindeutig das Ziel, die Aufständischen in die Sklaverei zurückzutreiben. Daher gingen die Schwarzen natürlich gern auf ein Bündnisangebot der Spanier in San Domingo gegen die französische Regierung ein. Hier waren Weiße, die sie mit Waffen, Munition und Proviant versorgen wollten, die in ihnen Soldaten sahen, die sie wie ihresgleichen behandelten und sie aufforderten, auf andere Weiße zu schießen.

Alle schlossen sich den spanischen Streitkräften an. Jean François und Biassou wurden zu Generalleutnants der Armeen des Königs von Spanien ernannt. Auch Toussaint trat über, aber als unabhängiger Führer, nicht als Biassous Untergebener. Er befahl jetzt sechshundert Leute, die gut ausgebildet und ihm absolut ergeben waren. Ihm wurde der offizielle Rang eines Obersten angetragen.<sup>4</sup> Wie alle anderen Schwarzen kämpfte er im Namen des Königtums – des spanischen und des französischen – gegen die gott- und königlose Republik. Aber diese Losungen hatten für ihn nur noch politische Bedeutung, sie waren keine Überzeugungen mehr.

Seine Reife war erstaunlich. Jean François und Biassou waren völlig zufrieden mit ihrer neuen offiziellen Stellung. Toussaint aber empfahl dem Marquis d'Hermona, seinem unmittelbaren Vorgesetzten, einen Plan zur Eroberung der französischen Kolonie. Als Gegenleistung sollten alle Schwarzen die Freiheit erhalten.<sup>5</sup> D'Hermona stimmte zu, aber Don Garcia, der Gouverneur, lehnte ab. Nach diesem Mißerfolg schrieb Toussaint – er war noch nicht vier Monate bei den Spaniern – an Laveaux<sup>6</sup>, erbot sich, zu den Franzosen überzuwechseln und gegen die Spanier zu kämpfen, falls Laveaux die Freiheit der Schwarzen anerkennen und eine allgemeine Amnestie erlassen würde. Laveaux lehnte ab. So blieb Toussaint bei den Spaniern.

Doch die Franzosen gerieten immer ärger in Bedrängnis, und am 6. August offerierte Chanlatte, ein Mulattenoffizier, Günstling von Sonthonax, Toussaint „den Schutz“ der Republik, wenn er seine Truppe herüberbrächte. In der Politik verbirgt sich hinter jedem abstrakten Begriff eine Falle. Toussaint lehnte ab und erwiderte mild, die Schwarzen wünschten einen König, und sie

---

4 Maréchal-de-camp.

5 Sannon, *Histoire des Toussaint-L'Ouverture*, Port-au-Prince, 1933, Bd. II, S. 220. Toussaint erwähnt den Plan, ohne Einzelheiten zu nennen, aber er mußte schon bestätigt gewesen sein, denn unmittelbar darauf schrieb er an Laveaux.

6 Toussaint selbst erinnert Laveaux in einem Brief vom 18. Mai an dieses Angebot, das er vor der Katastrophe, die sich im Juni 1793 zu Le Cap ereignete, unterbreitete. Der Brief ist zu finden in *La Bibliothèque Nationale*, MSS. Department. Toussaints Briefe an Laveaux und ähnliche Dokumente, in chronologischer Reihenfolge geordnet, füllen drei Bände. Sie sind von erstrangiger Bedeutung. Schoelchers *Vie de Toussaint-L'Ouverture* enthält zahlreiche Zitate aus diesen Briefen und sollte im Bedarfsfall herangezogen werden. Vgl. S. 98–99.

würden ihre Waffen erst niederlegen, nachdem er anerkannt worden sei. Chanlatte hielt ihn zweifellos für einen unwissenden und fanatischen Afrikaner, wie auch zahlreiche Historiker meinen, Toussaint habe sich einen „afrikanischen“ Glauben an das Königtum bewahrt. Diese Ansicht vertraten einige auch dann noch, als sie seine Laufbahn studiert hatten. Doch eine derartige Geisteshaltung war Toussaint absolut fremd. Obwohl er mit den Spaniern verbündet war, fuhr er fort, die Schwarzen kühn unter der Losung „Freiheit für alle“ aufzurufen.

Am 29. August machte er bekannt: „Brüder und Freunde. Ich bin Toussaint L'Ouverture, mein Name ist euch vielleicht bekannt. Ich habe mir die Rache zur Aufgabe gemacht. Ich möchte, daß Freiheit und Gleichheit in San Domingo herrschen. Ich arbeite dafür, sie zu verwirklichen. Schließt euch uns an, Brüder, kämpft mit uns für dieselbe Sache . . .

Euer sehr demütiger und sehr gehorsamer Diener.  
(Gezeichnet) Toussaint L'Ouverture,  
General der Armeen des Königs,  
für das öffentliche Wohl.“<sup>7</sup>

Wie aus diesem sonderbaren Dokument hervorgeht, nannte sich Toussaint bereits L'Ouverture<sup>8</sup> statt Bréda und hatte Gründe anzunehmen, daß der neue Name schon bekannt war. Doch am bemerkenswertesten ist wohl die Zuversicht, mit der er zwei Pferde zugleich ritt. Er gebrauchte sein Prestige als General der Armeen des Königs, und er wandte sich an die Neger im Namen von Freiheit und Gleichheit, den Parolen der Französischen Revolution, deren geschworener Feind das Königtum war. Da ihn weder der eine noch der andere Weg ans Ziel seiner Wünsche führte, beschritt er beide.

---

<sup>7</sup> *Lettres de Toussaint-L'Ouverture, La Bibliothèque Nationale.* (MSS. Dept.)

<sup>8</sup> L'Ouverture bedeutet „die Eröffnung, der Durchbruch“. Entweder Laveaux oder Polverel soll, als die Nachricht eintraf, daß Toussaint wieder siegreich gewesen war, ausgerufen haben: „Dieser Mann erzielt überall einen Durchbruch!“ So entstand der neue Name. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ihn die Sklaven wegen einer Zahnlücke so nannten. Später ließ L'Ouverture den Apotroph weg.

Sonthonax herrschte weiterhin unnachgiebig im Norden, die Weißen akzeptierten wohl oder übel den Sieg der Revolution, die Mulatten griffen gierig nach Regierungsämtern. Sonthonax, den diese Gier anwiderte, stützte sich dennoch auf die Mulatten und schickte jeden, den er konterrevolutionärer Umtriebe verdächtigte, zur Aburteilung nach Frankreich, auch Gouverneur Blanchelande. An seiner Stelle wurde Galbaud zum Gouverneur ernannt, der eben zu dieser Zeit aus Frankreich eintraf. Als er in Le Cap ankam, befand sich Sonthonax in Port-au-Prince und besuchte Polverel. Galbaud hatte in San Domingo Besitz, und die weißen Einwohner von Le Cap, die fast alle für die Konterrevolution waren, bereiteten ihm einen stürmischen Empfang. Sonthonax und Polverel wußten, was das zu bedeuten hatte. Sie eilten herbei, setzten Galbaud ab und führten ihn auf ein Schiff, das ihn nach Frankreich zurückbringen sollte. Doch so leicht gab sich Galbaud nicht geschlagen. Die Matrosen des Flottenverbands ergriffen seine Partei, und er landete mit einer Streitmacht. Die weißen Konterrevolutionäre schlossen sich an und gemeinsam jagten sie die Kommissare und deren Truppen aus der Stadt. Sonthonax, der sich von Niederlage und Vernichtung bedroht sah, gab Befehl, die Sklaven und Gefangenen zu bewaffnen; gleichzeitig versprach er den aufständischen Sklaven bei Le Cap Amnestie und Freiheit. Damit war das Schicksal Galbauds und der Weißen besiegelt. Als die sieges- und weintrunkenen Matrosen zu kämpfen aufgehört und zu plündern angefangen hatten, strömten zehntausend Schwarze die Hügel zur Stadt hinab. Die Straße von den Höhen herab führte an der Küste entlang, und die Matrosen, die auf den Schiffen im Hafen geblieben waren, konnten sehen, wie sie Stunde um Stunde herunterschwärmten. Die Konterrevolutionäre flohen Hals über Kopf zum Hafen und ließen alles zurück. Galbaud mußte sich in die See stürzen, um ein Boot zu erreichen. Feuer brach aus und steigerte die Verwirrung unter den Royalisten. Die Stadt wurde zu zwei Dritteln ein Raub der Flammen, Güter im Wert von mehreren hundert Millionen verbrannten. Zehntausend Flüchtlinge drängten sich auf die Schiffe im Hafen, die nach den Vereinigten Staaten von Amerika ausliefen. Die große Mehrheit kehrte nie zurück. Es war das Ende der weißen Herrschaft in San Domingo, so hatte sich das weiße San Domingo also selbst zerstört.

Die geläufige Legende, die Abschaffung der Sklaverei habe hierzu geführt, ist eine schamlose Lüge, typisch dafür, welcher Mittel sich die Reaktion bedient, um ihre früheren Verbrechen zu bemänteln und den gegenwärtigen Fortschritt aufzuhalten. Im Mai 1792 überstürzten sich die Weißen, den Mulatten die Rechte zu geben, und Roume sagt, einen Tag, nachdem das Dekret vom 4. April eintraf, sei es bereits publik gemacht worden.<sup>9</sup> Es war zu spät. Hätten sie es ein Jahr vorher getan, zu Beginn des Sklavenaufstands, wäre es ihnen vielleicht gelungen, die Revolution aufzuhalten, ehe sie sich ausbreiten konnte. Weshalb haben sie es nicht getan? Rassenvorurteile? Unsinn. Warum verhielten sich Charles I. und sein Gefolge nicht vernünftig gegenüber Cromwell? 1646 erst, zwei Jahre nach Marston Moor, tranken Mrs. Cromwell und Mrs. Ireton mit Charles in Hampton Court Tee. Cromwell, der große Revolutionär, aber auch der große Bourgeois, war gewillt, zu einer Übereinkunft zu gelangen. Warum verhielten sich Louis, Marie Antoinette und der Hof nicht vor dem 10. August vernünftig gegenüber den gemäßigten Revolutionären? Ja, warum? In Frankreich mußte die Monarchie mit den Wurzeln ausgerissen werden. Machthaber geben nie klein bei, und eine Niederlage gestehen sie nur ein, um Verschwörungen anzuzetteln, Ränke zu schmieden, um die alte Macht und die alten Privilegien zurückzugewinnen. Wären in Frankreich die Monarchisten weiß, die Bourgeois braun und die Massen schwarz gewesen, dann wäre die Französische Revolution als Rassenkrieg in die Geschichte eingegangen. Doch obwohl alle Franzosen weiß waren, hatten sie dennoch gegeneinander gekämpft. Der Klassenkampf endet entweder mit der Umgestaltung der Gesellschaft oder mit dem Untergang der kämpfenden Klassen. Die Französische Revolution legte den Grundstein für das moderne Frankreich. Insgesamt war das Land stark genug, um die Erschütterung zu überstehen und daraus Nutzen zu ziehen, aber die Sklavenhaltergesellschaft San Domingos war so korrupt und verrottet, daß sie keinem Druck standhielt, sondern zugrunde ging, wie sie es verdiente.

---

<sup>9</sup> Roume an das Komitee für Öffentliche Sicherheit. Bericht vom 18. Ventöse (1793), *Les Archives du Ministère des Affaires Étrangères*. Ein Dokument von großem Wert.

Sonthonax kehrte nach Le Cap zurück, einer Stadt, die zur Hälfte zerstört war. Zu seiner Überraschung blieben die aufständischen Sklaven nicht in der Stadt. Nachdem sie aufgehört hatten zu plündern, nahmen sie ihre Beute und kehrten zu ihrem Wanderleben in den Bergen und zu ihren spanischen Alliierten zurück. Die Franzosen schickten Boten, um sie zu gewinnen, aber alle, auch Toussaint, erklärten, nur einem König gehorchen zu können und die Kommissare erst dann anzuerkennen, wenn sie einen König hätten, eine Sophisterei, die ihnen die Spanier beigebracht hatten. Die royalistischen Offiziere verließen Sonthonax und liefen zu den Spaniern über, und zu allem Unglück für die Kommissare wurden die Sklaven, die noch nicht revoltiert hatten, von der revolutionären Gärung angesteckt und weigerten sich, noch länger Sklaven zu bleiben. Sie bevölkerten die Straßen Le Caps, begehrten erregt wie Erweckungsprediger Freiheit und Gleichheit. Auf den Plantagen, die der Zerstörung entgangen waren, bot sich das gleiche Bild. Die verbliebenen weißen Sklavenhalter hatten in den letzten Jahren viel gelernt. Einer, der mehrere hundert Sklaven besaß, riet Sonthonax, die Aufhebung der Sklaverei zu verkünden. Sonthonax erfuhr, daß Jean François die Sklaven zur Freiheit und unter seine Fahnen rufen wollte. Sonthonax sah sich von allen Seiten bedrängt, und auf der Suche nach Unterstützung gegen den inneren und den äußeren Feind erklärte er am 29. August 1793 die Sklaverei für abgeschafft. Es war seine letzte Karte, und ihm blieb keine andere Wahl, als sie auszuspielen.

In der Westprovinz mißbilligte Polverel das Dekret, akzeptierte es aber. Er redete den Weißen zu, sich nicht zu widersetzen. Da sie keine Alternative hatten, beugten sie sich fürs erste. Doch das Dekret brachte nicht den gewünschten Erfolg. Die Sklaven, die Sonthonax befreit hatte, hielten ihm immer die Treue; aber Jean François, Biassou und die anderen erfahrenen Soldaten blieben Verbündete der Spanier, und Toussaint weigerte sich nach wie vor, zu den Franzosen überzuwechseln, obwohl er den Spaniern nicht ganz ergeben war.

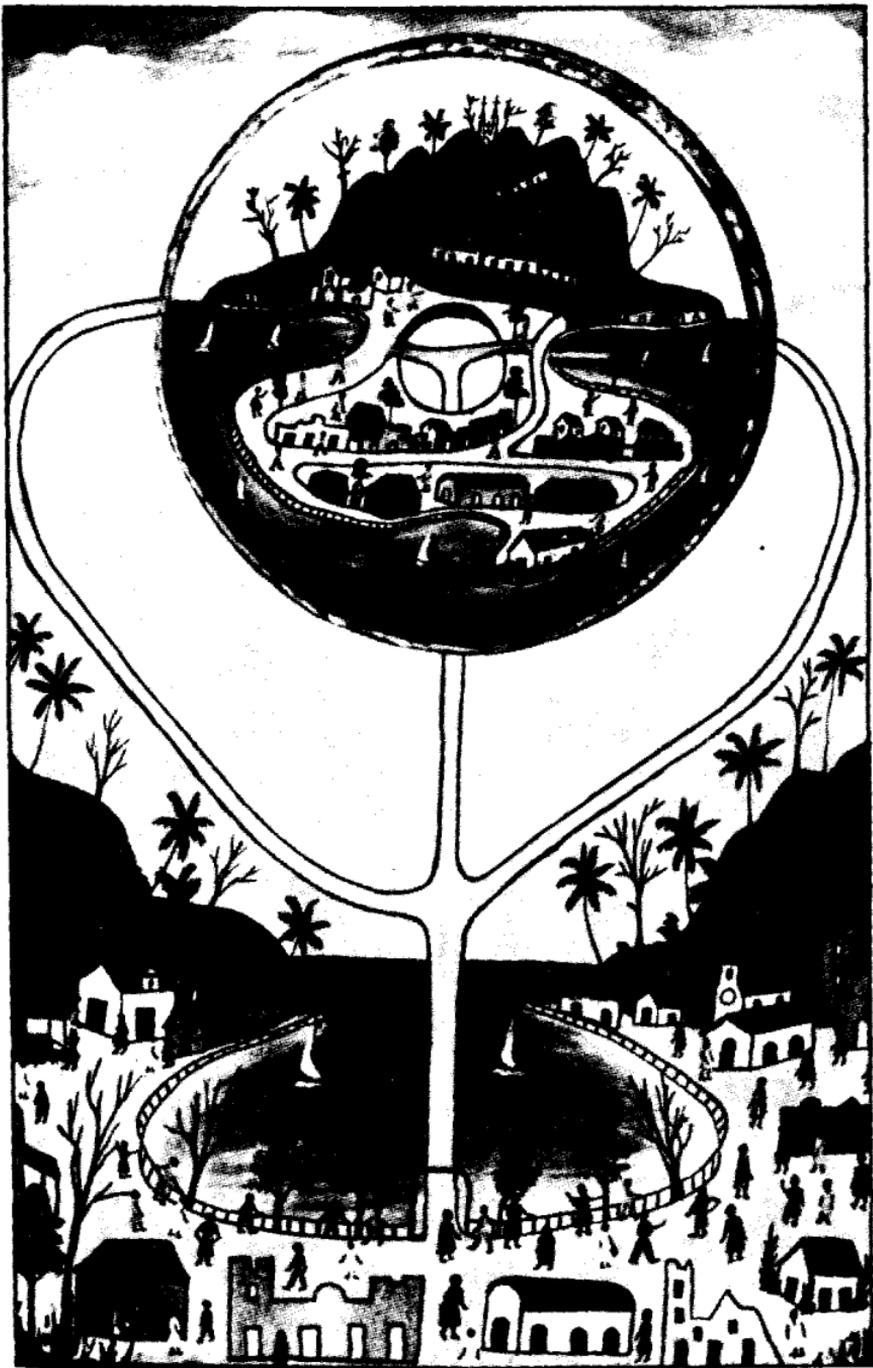
Im Süden hatten die Sklaven gegen Weiße und Mulatten revoltiert und errangen große Siege. Im Westen aber behielten die Mulatten die Oberhand, Rigaud, Beauvais und ihre weißen Verbündeten hatten Port-au-Prince eingenommen. Die Mulat-

tenarmee verjagte die Royalisten und errichtete eine Mulattenherrschaft. Als der Kampf zu Ende war, boten sie einigen der tapfersten Sklaven die Freiheit an, wenn sie den Rest in die Sklaverei zurückführten und für Ordnung sorgten. Das Angebot wurde akzeptiert und hunderttausend Sklaven wurden auf ihre Plantagen zurückgeführt — das unvermeidliche Schicksal jeder Klasse, die sich von einer anderen ans Gängelband nehmen läßt.

Im Westen, wo sich die Mulatten der Sklaven sicher waren und die Regierung in der Hand hatten, entrüsteten sich viele über das Dekret und kehrten der Revolution, der sie so viel verdankten, den Rücken. Die Besitzenden, Weiße und Mulatten, hatten sich unter der Flagge der Konterrevolution wieder zusammengefunden.

Sonthonax suchte verzweifelt die Schwarzen zu gewinnen, aber trotz aller Anstrengungen von Laveaux, der das Dekret über die Abschaffung der Sklaverei als Beweis guten Willens ins Feld führte, wollte sich Toussaint nicht den Franzosen anschließen. Seine Gruppe entwickelte sich jetzt rasch, nicht nur zahlenmäßig, sondern auch was das Niveau betraf. Viele der desertierten royalistischen Offiziere zogen eine schwarze Truppe den spanischen Streitkräften vor. Hier hofften sie Einfluß zu gewinnen und ihre eigenen Ziele verfolgen zu können. Von ihnen lernte Toussaint die herkömmliche Kriegsführung. Er setzte sie zur Ausbildung seiner Truppen ein und schuf einen handlungsfähigen Stab. Da es keine Landkarte des Distrikts gab, rief er die Bewohner der Umgebung zusammen, ließ sich ihre Nachbarschaft beschreiben und fertigte selbst brauchbare Karten, wobei ihm zugute kam, daß er sich einmal mit Geometrie befaßt hatte. Einer der Männer, die ihn durch die Gegend führten, hieß Desalines, ein Mensch, der weder lesen noch schreiben konnte und dessen Körper von den Narben der Peitschenhiebe gezeichnet war, der geborene Soldat, ein Anwärter auf hohe Kommandostellen.

Toussaints Streitkräfte wuchsen dank seiner furchtlosen Art zu kämpfen und dank seiner geschickten Politik und Intrigen. Als Oberstleutnant Nully zu Toussaint übergelaufen war, trat



P. Duffaut. Der Mond. Das Bild belegt D's Überzeugung, daß der Mond das Gegenstück zur Erde ist, die gleichen Lebensbedingungen aufweist.

Brandicourt an seine Stelle. Mit dreihundert ausgewählten Leuten legte ihm Toussaint einen Hinterhalt.

Brandicourts Soldaten gerieten in die Falle, sie wurden nicht beschossen, sondern angerufen: „Wer da?“

„Frankreich.“

„Dann laßt euren General zu unserem kommen und mit ihm sprechen. Kein Leid soll ihm geschehen.“

Brandicourt, der sich im Zentrum des Trupps befand, befahl anzugreifen, aber seine Leute baten ihn, mit Toussaint zu verhandeln. Brandicourt trat vor, wurde ergriffen und zu Toussaint gebracht, der verlangte, eine Order zu schreiben, daß sich seine Truppen ergeben sollten. Mit Tränen in den Augen schrieb Brandicourt an Pacot, seinen Stellvertreter, er sei gefangen und überlasse es ihm zu tun, was er für richtig halte. Toussaint zerriß den Brief und bestand auf dem direkten Befehl, die Waffen zu strecken.

Brandicourt schrieb, und als Pacot (der in geheimer Verbindung zu Toussaint stand) den Brief erhielt, sagte er zu den anderen Offizieren: „Machen Sie, was Sie wollen. Ich werde mich ergeben.“

Kampflos gingen die drei Abteilungen zu Toussaint über. Als Toussaint ins Lager zurückgekehrt war, fiel es ihm schwer, seinen beunruhigten Leuten klarzumachen, daß die anrückenden weißen Truppen Verbündete waren, und sein Chef d'Hermona staunte nicht minder.

Dieser unblutige Sieg verschaffte ihm Dondon. Er marschierte auf Marmelade, wo einen ganzen Tag hart gekämpft wurde. Verret, der Mulattenkommandeur, von Polverel als Feigling bezeichnet, geriet in Schwierigkeiten und schloß sich mit zwölfhundert Mann Toussaint an. Toussaint nahm Ennery ein, und der Festungskommandeur trat ebenfalls zu ihm über. Nun lag nur noch Plaisance zwischen ihm und Gonaïves, aber eine Mulattenlegion aus dem Westen eroberte Ennery zurück. Nach einer kurzen Atempause nahm er Ennery wieder ein, und im Dezember 1793 rückte er gegen Gonaïves vor. Auf dem Rückzug besetzte er Plaisance, und Chanlatte, der Kommandeur, schlug sich mit allen Truppen auf Toussaints Seite. Die Garnisonen von Saint Marc, Verrettes, Arcahaye sahen sich hoffnungslos isoliert, kapitulierten und schlossen sich ihm an. Die Abschaffung der Sklaverei, der Eigentumsgrundlage, hatte die Moral der republikani-

schen Kommandeure geschwächt, und vor die Alternative gestellt, zur Konterrevolution unter Toussaint überzulaufen oder von ihm geschlagen zu werden, fiel ihnen die Wahl nicht schwer, zumal der schwarze General bereits im damaligen San Domingo den ungewöhnlichen Ruf genoß, sehr human zu sein. Anfang 1794 beherrschte Toussaint den Kordon des Westens, von der spanischen Kolonie bis zur See, und hatte die Nordprovinz vom Westen und vom Süden abgeschnitten. Die Spanier hielten in der Nordprovinz sämtliche befestigte Posten außer Le Cap und zwei anderen, und jeder wußte, daß es Toussaints Werk war. Er befehligte jetzt viertausend Mann: Schwarze, Mulatten, Weiße, ehemalige Offiziere des Ancien régime und frühere Republikaner. Die Schwarzen bildeten die Mehrheit, unter ihnen die ehemaligen Sklaven Dessalines, Christophe, Moïse. Toussaint war ihr unangefochtener Führer, ein Meister der Kriegskunst und Verhandlungsführung. Obwohl er unter der Flagge der Konterrevolution gekämpft hatte, wußte er, worauf sich seine Macht stützte, und vor den Augen der spanischen Kommandeure verlangte er weiterhin Freiheit für die Schwarzen.

Jean François und Biassou, seine Rivalen, waren jetzt die Idole der flüchtigen französischen Kolonisten. Zwei Jahre vorher hätten sie nicht mit ihnen gesprochen, aber die Revolution ist ein großer Lehrmeister, und diese französischen Pflanzer, „die neuen Untertanen des Königs von Spanien“,<sup>10</sup> wie sie sich nannten, verglichen Jean François und Biassou mit den „großen Generalen der Antike“ und sahen in ihnen Männer, die fähig waren, das Gebirge zu säubern, die „Ordnung wiederherzustellen“ und Le Cap einzunehmen. Biassou, Jean François und d'Hermona entwarfen einen Schlachtplan. Biassou gruppierte seine Kräfte, dabei beseitigte er einige Lager, die Toussaint angelegt hatte. Toussaint errichtete sie wieder und wiegelte die Schwarzen auf. Zum Zorn und zum Ekel der Kolonisten verletzte er die „heiligen Versprechen“ des spanischen Königs, indem er „allen Sklaven, die wieder ihre Pflicht erfüllten“ und Ruhe hielten, „allgemeine Freiheit“ zusicherte. Die Kolonisten lobten Biassou,

---

<sup>10</sup> *Lettres de Toussaint-L'Ouverture, La Bibliothèque Nationale*. Diese und die anderen hier zitierten Passagen stammten aus einer Beschwerde der emigrierten Kolonisten an den spanischen Gouverneur vom 4. April 1794. Vgl. Schoelcher, S. 92.

„dessen Verhalten generelle Bewunderung verdiente“, sie verdamnten Toussaint samt seiner Freiheit für alle, nannten ihn einen Verräter am König und forderten seinen Kopf, aber der Marquis d'Hermona, der sehr viel von ihm hielt, konnte oder wollte nichts unternehmen.

Und während Toussaint im Norden wahre Wunder vollbrachte, trugen die Briten zur weiteren Komplizierung der Lage bei. Sie landeten in San Domingo, das dem Anschein nach ohne Verteidigung war.

Seit Beginn der Revolution hatten die Plantagenbesitzer gedroht, die Oberhoheit Britanniens suchen zu wollen, und 1791, nach Ausbruch der Sklavenrevolte, hatten sie die Kolonie Pitt angeboten. San Domingo war jedoch kaum mit Afrika oder Indien gleichzusetzen, wo man nach Belieben Beutezüge unternehmen konnte. Hier würde eine Einmischung Krieg mit Frankreich bedeuten. Die Briten hatten daher abgelehnt. Dennoch schmiedeten sie Ränke und Eroberungspläne. Im Dezember 1792 richtete Oberstleutnant John Chalmers, ein Westindienexperte, an Pitt ein Memorandum über die „gewaltige, gewaltige Bedeutung“ San Domingos.<sup>11</sup> „Die beklagenswerte Situation französisch Westindiens“, schreibt Chalmers, „scheint unüberhörbar den Schutz Großbritanniens zu erfliehen.“ Zufällig verhielt dieser Schutz höchsten Profit. „Die Vorteile San Domingos für Großbritannien sind zahllos und würden ihm ein Monopol an Zucker, Indigo, Baumwolle und Kaffee verschaffen. Diese Insel würde der Industrie Hilfe und Stärke geben, die in allen Teilen des Imperiums höchst angenehm zu spüren wären. Sie würde jede Abwanderung von den drei Königreichen nach Amerika verhindern, die (ohne solchen Erwerb) mit dem Aufblühen Amerikas Schritt halten und anwachsen, ja wahrhaft beunruhigende und gefährliche Ausmaße annehmen würden.“

Chalmers teilte die verbreitete Ansicht vom Niedergang britisch Westindiens. „Die westindischen Besitzungen Großbritanniens sind verhältnismäßig unzulänglich, winzig, weit verstreut

---

11 Chatham Papers, G. D. 8/334. Verschiedenartige Schriftstücke, die sich auf Frankreich beziehen. 1784–1795. (Public Record Office.)

und daher schlecht zu verteidigen.“ Hier bot sich eine Gelegenheit, den traurigen Zustand zu verändern. Durch ein Bündnis mit Spanien — „offensiv und defensiv“ — könnten beide Länder Frankreich und Amerika von Westindien fernhalten und sich selbst dort sicher etablieren. Britannien sollte versuchen, ganz San Domingo für sich zu gewinnen, aber falls die Umstände zeigten oder die vereinigten Mächte zu der Einsicht gelangten, daß die ganze Kolonie „zu gewichtig für seine politische Waagschale wäre“, mußte es unter allen Umständen den Nordteil der Insel behalten.

Der patriotische Oberst schloß mit einer charakteristischen Bemerkung: „So düster und gefährlich die gegenwärtige Lage in Europa sein mag, aus diesen Übeln können vielleicht die größten und dauerhaftesten Vorteile erwachsen, wenn ein kurzer, gut geführter Krieg mit einer glücklichen Befriedung endet . . . Es ist daher tunlichst zu hoffen, daß die Kriegführenden es (Frankreich) in die Grenzen verweisen, die beim Tode Heinrichs des Vierten festgelegt wurden, zuzüglich aller auswärtigen Besitzungen außer San Domingo und der Insel Bourbon.“

Die Sorge des Obersten Chalmers um die „gewaltige, gewaltige Bedeutung“ San Domingos war völlig unbegründet. Dies war genau Pitts Meinung. In dem Augenblick, als der Kriegsausbruch bevorzustehen schien, entsandte Dundas vier französische Kolonisten mit einem Empfehlungsschreiben zu Williamson, dem Gouverneur von Jamaika. Unmittelbar nach der Kriegserklärung begannen Verhandlungen, und am 3. September 1793 wurde die Kapitulationsurkunde unterzeichnet.<sup>12</sup> Die Kolonie wollte den Schutz Großbritanniens bis zum Frieden akzeptieren. Modifikationen wären in die Exklusive einzubringen, aber das Ancien régime — Sklaverei, Mulattendiskriminierung usw. — sollte wieder etabliert werden. Clarkson und Wilberforce war es vorbehalten, Pitts lauwarmer Haltung gegenüber der Sache, die er wenige Jahre zuvor so eifrig vertreten hatte, zu beklagen und zu beweinen.<sup>13</sup>

---

12 Colonial Office Papers, Jamaica. C. O. 137/91, 25. Februar 1793.

13 James Stephen an Wilberforce: „Mr. Pitt ist zu seinem eigenen Unglück, dem seines Landes und der Menschheit im Fall der Neger nicht so eifrig, wie es nötig wäre, für sie zu kämpfen, weder im Kabinett noch im Parlament.“ 17. Juli 1797, R. I. und S. Wilberforce, *Life of Wilberforce*, London 1838, Bd. II, S. 224/225.

Wenn es je einen günstigen Augenblick gab, dann schien er jetzt gekommen. Petitionen, die aus allen Teilen der Insel eingingen, versicherten den Briten, daß jeder Besitzende sie begrüßen würde. Und wer sonst zählte in San Domingo! Sämtliche Ausgaben sollten aus der Staatskasse San Domingos zurückgezahlt werden. General Cuyler äußerte zu Dundas, er hege „keinerlei Befürchtungen hinsichtlich unserer Erfolge in Westindien.“<sup>14</sup>, Dundas verlor „nahezu die Fassung“<sup>15</sup> als es eine Verzögerung gab. Für Pitt war „Westindien der erste Punkt, dessen man sich zu vergewissern habe“.<sup>16</sup> Was San Domingo damals bedeutete, belegt die Tatsache, daß Britannien nicht zögerte, ein Expeditionskorps zu entsenden, obwohl es von einer französischen Invasion bedroht war. „Zusätzliche Anstrengungen werden dann nötig sein, das Land in die Lage zu versetzen, für seine innere Sicherheit zu sorgen.“<sup>17</sup> Zwei Jahre später erklärte derselbe Dundas dem Parlament, daß der Krieg in Westindien „seitens dieses Landes nicht ein Krieg um Reichtümer und Gebietserweiterungen, sondern ein Krieg um die Sicherheit“ sei.<sup>18</sup> Dundas wußte, daß ihm kein einziges Parlamentsmitglied glauben würde, aber das Parlament ist mit derartigen Formulierungen stets einverstanden gewesen, denn sie halten das Volk ruhig.

Am 9. September verließ das neunhundert Mann starke britische Expeditionskorps Jamaika und landete am 19. in Jérémie. Die Besitzenden sind die eifrigsten Bannerträger und Patrioten eines jeden Landes, aber nur solange, wie sie sich ihres Eigentums erfreuen. Es zu erhalten, verraten sie ohne zu zögern Gott, König und Vaterland. Jeder, der in San Domingo etwas besaß, eilte herbei, um die Briten, die Verteidiger der Sklaverei, willkommen zu heißen. Soldaten wie die Brüder Rigaud und Beauvais und die Abteilungen, die sie befehligten, Politiker wie Pinchinat blieben bei den Franzosen, aber den besitzenden Mulatten, besonders jenen der Westprovinz, bedeuteten ihre Sklaven

---

14 Fortescue MSS. (Historical Manuscripts Commission), Bd. II, S. 405, 17. Juli 1793.

15 Fortescue MSS., Dundas an Grenville, 12. Oktober 1793, Bd. II, S. 444.

16 *Ebenda.* An Grenville, Juli 1793, Bd. II, S. 407/408.

17 *Ebenda.* Dundas an Grenville, 11. Oktober 1793. Bd. II, S. 443.

18 18. Februar 1796.

mehr als Freiheit und Gleichheit. Die Kämpfe um Port-au-Prince waren vergessen.

Beauvais wurde bei Savary, dem Mulattenbürgermeister von Saint Marc, vorstellig, und Savary machte aus seinen Ansichten kein Hehl. „Solange die Proklamationen der Zivilkommissare eine glückliche und gedeihliche Zukunft sicherten, befolgte ich sämtliche Anweisungen; aber von dem Augenblick an, da ich sah, wie sie das Gewitter heraufbeschworen, das sich jetzt überall entlädt, ergriff ich Maßnahmen, um unsere Mitbürger zu schützen und unser Eigentum zu wahren.“ Ogés Bruder ging mit Savary.

Bei einem solchen Empfang waren die Briten nicht aufzuhalten. Anfang 1794 beherrschten sie den ganzen Küstenstreifen des Golfs von Port-au-Prince außer der Hauptstadt, die ganze Westprovinz, den größten Teil des Südens mit Ausnahme eines kleinen Gebiets, das Rigauds Truppen hielten, und die wichtige Festung Môle Saint-Nicolas. Von den anderen westindischen Inseln kamen noch ärgere Schreckensmeldungen. Britannien und die Konterrevolution triumphierten. Am 3. Februar lichteten neunzehn britische Schiffe in Barbados Anker. Sie beförderten siebentausend Mann, die in zwei Monaten Martinique, Saint Lucia und Guadeloupe eroberten. Williamson, Gouverneur Jamaikas, besaß Informationen, wonach in Le Cap „alle Menschen von Besitz“<sup>19</sup> (so seine Worte) darauf warteten, sie zu begrüßen. Er schrieb an Dundas über den „erstaunlichen“<sup>20</sup> Handel, den sie nun mit San Domingo trieben, und drückte die Hoffnung aus, daß der Handel die britische Staatskasse entsprechend aufbessern werde. Dundas gratulierte ihm herzlich zu seinem überraschenden schnellen Erfolg.<sup>21</sup>

Es war ein entscheidender Augenblick in der Weltgeschichte. Falls die Briten San Domingo halten könnten, die beste Kolonie der Welt, wären sie wieder eine Macht in amerikanischen Gewässern. Statt sich dem Abolitionismus zu verschreiben, wären

---

19 Colonial Office Paper, Jamaica. C. D. 137/91. An Dundas, 13. Juli 1793.

20 *Ebenda*. C. D. 137/92. An Dundas, 9. Februar 1794.

21 *Ebenda*. C. D. 137/91. 13. Dezember 1793.

sie die mächtigsten Praktiker und Fürsprecher des Sklavenhandels,<sup>22</sup> in einem Ausmaß, das alles, was sie bisher getan hatten, in den Schatten stellen würde. Doch es gab noch eine andere, bedrohlichere Gefahr. Wenn die Briten die Eroberung San Domingos vollendeten, war das Kolonialreich des revolutionären Frankreich verloren; seine ungeheuren Reichtümer würden in britische Taschen fließen, und Britannien wäre imstande, sich Europa zuzuwenden und Armee und Marine gegen die Revolution zu werfen.

Sonthonax, Polverel und Laveaux wußten dies und kämpften, um San Domingo der Revolution zu erhalten. „Falls es nötig ist, sich in eine doppelte und dreifache Hügelkette zu verkriechen“, sagte Sonthonax zu seinen Anhängern in Le Cap, „werde ich euch den Weg zeigen. Wir werden kein anderes Asyl haben als die Kanonen, keine andere Nahrung als Wasser und Bananen, aber wir werden leben und frei sterben.“

Die Briten versuchten Laveaux zu bestechen. Revolutionäre, meinten sie, wären natürlich gemeine Kerle, die für Geld und Karriere alles täten. Laveaux, ein Edelmann des alten Regimes, forderte Major James Grant heraus, der sich jedoch weigerte, den Fehdehandschuh aufzunehmen.

„Lassen Sie uns untergehen, Bürger“, schrieb Sonthonax an einen seiner Offiziere. „Ja, lassen Sie uns tausendmal lieber untergehen als zu dulden, daß die Menschen San Domingos wieder in Sklaverei und Knechtschaft fallen. Werden wir besiegt, sollen die Engländer nur unsere Gebeine und Asche vorfinden.“

Die Briten verlangten von ihm, Port-au-Prince zu übergeben. Er hatte nur eine Handvoll Leute zur Verteidigung, aber er lehnte verächtlich ab, und die Briten zogen sich zurück. Aber Ende Mai griffen vereinigte Truppen – britische Soldaten und französische Emigranten – die Stadt an. Verräter führten sie in ein wichtiges Fort der Außenbezirke. Sonthonax und Polverel flohen nach Jacmel. Beauvais und eine kleine Abteilung Schwarze begleiteten sie. Es war der 4. Juni, und die Engländer

---

<sup>22</sup> Auf gutem Neuland, wie es San Domingo noch zu bieten hatte (und später auch Brasilien), erbrachte der Sklave, obwohl er teuer war, guten Gewinn und war oft die einzige verfügbare Arbeitskraft.

feierten die Einnahme der Hauptstadt und den Geburtstag des Königs. Nun war der Rest nur noch eine Frage von Tagen.

Toussaint, spanischer Offizier und daher Verbündeter der Briten, sah seine geheimen Hoffnungen durch die Siege der Briten zunichte gemacht. Er verfolgte, welche Fortschritte die Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei in England machte.<sup>23</sup> Von dem Augenblick an, als die Eroberung San Domingos eine reale Möglichkeit geworden war, lag die Abolition Bill, die Gesetzesvorlage zur Aufhebung der Sklaverei, auf Eis. Die französische Republik, die britische konstitutionelle Monarchie, die spanische Autokratie konnten zwar lächeln oder die Stirn runzeln, je nachdem, wie es der einen oder der anderen dieser Mächte zumute war, aber keine von ihnen machte sich die Mühe zu verbergen, daß die Neger letzten Endes die Peitsche des Aufsehers oder das Bajonett zu erwarten hatten. Waren die Briten erst Herren San Domingos, würden sich Spanier und Briten gegen die Schwarzen wenden und sie in die Sklaverei zurücktreiben. Sonthonax hatte die Sklaverei abgeschafft, doch dazu war er nicht befugt. Allein die republikanische Regierung in Frankreich konnte die Angelegenheit entscheiden, und die republikanische Regierung sprach kein Wort.

Trotz der Sympathie, die in Frankreich für die Sklaven bestand, rührte der Konvent über ein Jahr lang keinen Finger. Solange Brissot und die Girondisten an der Macht blieben, schwieg sich die Versammlung aus. Aber Brissot und seine Partei konnten sich nicht halten. Sie wollten weder die Währungsspekulationen der Bourgeoisie unterbinden noch Maximalpreise für Lebensmittel festlegen noch die Reichen besteuern, um den Krieg zu finanzieren, noch gesetzliche Maßnahmen ergreifen, um die Feudalabgaben abzuschaffen, noch die Landbesetzung durch die Bauern ratifizieren. Da sie Paris fürchteten, wünschten sie keine starke Zentralregierung, und trotz unaufhörlicher royalistischer Unruhen und Verschwörungen behielten sie ein förderalistisches Sy-

---

23 Saintoyant, *La Colonisation Française* . . . Bd. II, S. 148

stem bei, womit die Bourgeoisie in den Provinzen der Kontrolle durch das revolutionäre Paris entzogen blieb. Sie und nicht Robespierre und die Bergpartei waren es, die Revolutionstribunale einführten, und gerichtet waren diese nicht etwa gegen die Konterrevolution, sondern gegen alle, die irgendein „Agrargesetz oder sonstiges Gesetz, welches die territoriale, kommerzielle oder industrielle Wohlfahrt untergrub“, anstrebten. Robespierre war kein Kommunist, aber er war bereit, weiter zu gehen als die Girondisten, und die Massen, die mittlerweile wußten, was sie wollten, wandten sich von den Girondisten ab und unterstützten Robespierre und den Berg – die extreme Linke. Dumouriez, der girondistische General, der im Feld das Kommando führte, desertierte zur Konterrevolution. Die Pariser Massen verließen die Kommune, bislang das eigentliche revolutionäre Zentrum von Paris, organisierten ein unabhängiges Zentrum, den berühmten Evêché, und am 31. Mai und 2. Juni veranlaßten sie die girondistischen Führer sehr taktvoll, aber unmißverständlich, sich aus dem Konvent zurückzuziehen. Sie stellten diese Leute lediglich unter Hausarrest und boten als Garanten für deren Sicherheit Geiseln aus ihren eigenen Reihen an. Wenn Geschichte geschrieben wird, wie sie geschrieben werden sollte, dann sind es die Mäßigung und die große Geduld der Massen, über die man sich wundern muß, nicht ihre Grausamkeit. Die Girondisten flohen in die Provinzen und traten zur Konterrevolution über.

In jenen schwierigen Tagen gaben Robespierre und der Berg dem Land eine starke Regierung. Endlich hob der Konvent die noch vorhandenen Feudalrechte auf, bereitete den schreienden Mißständen ein Ende und gewann das Vertrauen des Volkes. Trotz der Intrigen der Führer zog die Regierung (obwohl dem Kommunismus gegenüber feindlich gesinnt) das Volk ins Vertrauen, denn sie hatte sonst niemanden, auf den sie sich stützen konnte. Eine seltene Welle der Opferbereitschaft und begeisterter Ergebenheit flutete durch das revolutionäre Frankreich. Wie in Rußland unter Lenin und Trotzki erfuhren die Menschen ehrlich von Sieg oder Niederlage, Fehler wurden öffentlich zugegeben, und während die Reaktion bis zum heutigen Tag lediglich die wenigen tausend Menschen sieht, die unter der Guillotine starben, durchlebte Paris zwischen März 1793 und Juli 1794 eine der größten Epochen politischer Geschichte. Nie wieder vor

1917 übten die Massen irgendwo in der Welt auf eine Regierung so gewaltigen Einfluß aus — denn es war nicht mehr als Einfluß. In jenen wenigen Monaten, als sie der Macht am nächsten standen, vergaßen sie nicht die Schwarzen. Sie fühlten sich ihnen brüderlich verbunden, und sie haßten die alten Sklavenhalter, Parteigänger der Konterrevolution, als ob die Franzosen selbst unter der Peitsche gelitten hätten.

So war es nicht in Paris allein, sondern im ganzen revolutionären Frankreich. „Diener, Bauern, Arbeiter, die Tagelöhner auf den Feldern“<sup>24</sup> waren in allen Teilen des Landes von einem tiefen Haß gegen die „Aristokratie der Hautfarbe“ erfüllt. Die Leiden der Sklaven rührten viele so sehr, daß sie seit langem keinen Kaffee mehr tranken, weil sie das Gefühl hatten, daß er vom Blut und Schweiß der zu Tieren degradierten Menschen durchtränkt wäre.<sup>25</sup> Edle und großherzige arbeitende Menschen in Frankreich und jene Millionen aufrechter englischer Nonkonformisten, die ihre Pfarrer anhörten und die englische Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei stärkten! Dies sind die Menschen, denen die Söhne Afrikas und die Menschenfreunde ein dankbares und gefühlvolles Andenken bewahren werden — nicht die liberalen Schönredner in Frankreich oder die Heuchler in den britischen Häusern des Parlaments mit ihrer Phrase von „Menschenliebe plus fünf Prozent“.<sup>26</sup>

Dies war das Frankreich, das im Januar 1794 drei Deputierte San Domingos vorfanden: Bellay, ein Negersklave, der sich freigekauft hatte, Mills, ein Mulatte, und Dufay, ein Weißer. Am 3. Februar erlebten sie ihre erste Sitzung im Konvent. Was dort geschah, war völlig ungeplant.

Der Vorsitzende des Dekretausschusses stellte fest: „Bürger, Ihr Dekretausschuß hat die Beglaubigungsschreiben der Deputierten aus San Domingo geprüft und für gültig befunden. Ich stelle den Antrag, daß ihnen gestattet wird, im Konvent ihre Plätze einzunehmen.“

---

24 Carteau, *Les Soirées Bermudiennes*, Bordeaux 1802. Authentisch, denn Carteau war Kolonist, Gegner der Sklavenbefreiung, und stellt seine eigenen Erfahrungen dar.

25 *Ebenda*.

26 Cecil Rhodes: „Reine Menschenliebe ist auf ihre Weise ganz gut, aber Menschenliebe plus fünf Prozent ist besser.“

Camboulas erhob sich. „Seit 1789 sind die Geburtsaristokratie und die Religionsaristokratie abgeschafft, aber die Aristokratie der Hautfarbe besteht immer noch. Auch sie liegt jetzt im letzten Atemzug, die Gleichheit ist uns heilig. Ein schwarzer Mensch, ein gelber Mensch sind im Namen der freien Bürger San Domingos dabei, sich dem Konvent anzuschließen.“

Die drei Deputierten aus San Domingo betraten den Saal. Das schwarze Gesicht Bellays und das gelbe Gesicht von Mills riefen wiederholten, anhaltenden Beifall hervor.

Lacroix (von Eure-et-Loire) folgte. „Die Versammlung ist begierig gewesen, einige jener Farbigen, die so viele Jahre die Knechtschaft erleiden mußten, in ihrer Mitte zu haben. Heute sind zwei von ihnen hier. Ich bin dafür, daß ihr Einzug durch die brüderliche Umarmung des Präsidenten gewürdigt wird.“

Der Antrag wurde mit Applaus angenommen. Die drei Deputierten aus San Domingo traten zum Präsidenten vor und empfangen den Bruderkuß, während der Saal von neu aufbrandendem Beifall widerhallte.

Am nächsten Tag hielt Bellay, der Neger, eine lange und flammende Rede. Er versicherte, die Schwarzen ständen zur Sache der Revolution, und bat den Konvent, die Sklaverei für abgeschafft zu erklären. Es war eines der wichtigsten Anliegen, die in einer gesetzgebenden Versammlung je erörtert wurden, und es war angemessen, daß diese Angelegenheit von einem Neger und ehemaligen Sklaven vorgetragen wurde. Niemand meldete sich zu Wort, nachdem Bellay gesprochen hatte, aber Lefevre (aus Sarthe) brachte einen Antrag ein.

„Als wir die Verfassung des französischen Volkes entwarfen, schenkten wir den unglücklichen Negern keinerlei Beachtung. Die Nachwelt wird uns dafür rügen. Lassen Sie uns das Versäumte nachholen – lassen Sie uns die Freiheit der Neger verkünden. Herr Präsident, dulden Sie nicht, daß sich der Konvent durch eine Diskussion selbst entehrt.“

Die Versammlung erhob sich unter Applaus. Die beiden farbigen Abgeordneten erschienen auf der Tribüne und umarmten sich, während der Beifall der Konventmitglieder und Gäste durch den Saal brauste. Lacroix führte den Mulatten und den Neger zum Präsidenten, der sie küßte, und erneut setzte Applaus ein.

Cambon lenkte die Aufmerksamkeit des Hauses auf einen Zwischenfall, der sich gerade unter den Zuschauern ereignet hatte.

„Eine farbige Bürgerin, welche die Sitzungen des Konvents regelmäßig besucht, hat unsere Entscheidung, all ihren Brüdern die Freiheit zu schenken, mit so heftiger Freude aufgenommen, daß sie ohnmächtig wurde.“ Beifall. „Ich ersuche darum, daß dieses Vorkommnis im Protokoll erwähnt und daß dieser Bürgerin die Teilnahe an der Sitzung ermöglicht wird, damit ihre Bürgertugenden wenigstens in dieser Weise Anerkennung finden.“

Der Antrag wurde gebilligt, und die Frau begab sich zur vorderen Bank des Amphitheaters, wo sie neben dem Präsidenten Platz nahm und unter einem weiteren Beifallssturm die Tränen trocknete.

Dann stellte Lacroix, der am Vortag gesprochen hatte, einen Antrag. „Ich schlage vor, daß der Marineminister angewiesen wird, unverzüglich ein Schreiben an die Kolonien zu senden, um ihnen die glückliche Nachricht von ihrer Freiheit kundzutun, und ich empfehle folgenden Wortlaut des Gesetzes: Der Nationalkonvent erklärt die Sklaverei in allen Kolonien für aufgehoben. Weiterhin erklärt er, daß alle in den Kolonien wohnhaften Personen ohne Unterschied ihrer Hautfarbe französische Bürger sind und alle durch die Verfassung gewährleisteten Rechte genießen.“

Vergessen waren Geschwätz und Herumgerede, vorbei die Sabotage der Barnaves, die Erinnerung an die guten alten Zeiten der Brissots. 1789 hatte Grégoire nur Freiheit für die Mulatten und stufenweise Aufhebung der Sklaverei vorgeschlagen. Es war ihm ähnlich ergangen, wie es heute in der Republik Südafrika jemandem ergehen würde, der nur soziale und politische Gleichheit für die gebildeten Afrikaner und für den Rest Befreiung von der Versklavung durch die Paßgesetze vorschlagen wollte. Man würde ihn bezichtigen, Bolschewik zu sein, und er könnte von Glück sagen, wenn man ihn nicht lynchte. Doch sobald sich die Massen regen (was eines Tages geschehen wird) und versuchen, die Tyrannei der Jahrhunderte zu beenden, dann schlagen nicht nur die Tyrannen, sondern alle „Fürsprecher der Zivilisation“ entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen und schreien nach der Wiederherstellung der „Ordnung“. Falls eine Revolution

Opfer verlangt, sind die meisten davon durch die Gier der Reaktionenäre und die Feigheit der sogenannten Gemäßigten aufgezungen. Das Unheil in den französischen Kolonien hatte sich lange vor der Aufhebung der Sklaverei zusammengebraut, und schuld daran war nicht die Beseitigung der Sklaverei, sondern die Weigerung, sie zu beseitigen.

Zu jener Zeit hatte von allen französischen Kolonien nur San Domingo die Sklaverei abgeschafft, und das großzügige spontane Handeln des Konvents war lediglich ein Reflex des übermächtigen Wunsches, der ganz Frankreich erfüllte, mit Tyrannei und Unterdrückung Schluß zu machen. Aber die Großmut des revolutionären Geistes war gleichzeitig die gesündeste Politik. Robespierre hatte an der Sitzung nicht teilgenommen und billigte den Schritt nicht. Danton wußte, daß sich der Konvent vom Gefühlsüberschwang hatte hinreißen lassen, und meinte, er hätte vorsichtiger sein sollen. Doch der Meister revolutionärer Taktik konnte nicht übersehen, daß das Dekret, indem es die Freiheit der Schwarzen bestätigte, auch ihr Interesse an dem Kampf gegen die britische und spanische Reaktion förderte. „Die Engländer sind erledigt!“ rief er aus. „Pitt und seine Pläne sind gescheitert!“

Während sich die Revolutionäre mit berechtigtem Stolz brüsteten, kochten die Reichen über, blieben sie schamlos und starrköpfig. Kaum war das Dekret angenommen, richteten die Handelsbourgeois „anlässlich der Einbürgerung der Neger“ eine Adresse an die Deputierten des Konvents.

„Bravo, hundertmal bravo, unsere Gebieter! Das ist der Ruf, von dem unsere Geschäftsräume widerhallen, wenn die Tagespresse kommt und uns in allen Einzelheiten über Ihre großartigen Operationen informiert. Gewiß haben wir Zeit, sie in Muße zu lesen, da wir keine Arbeit mehr haben. In unseren Häfen werden keine Schiffe mehr gebaut, Boote noch weniger. Die Manufakturen sind verlassen, die Läden sogar geschlossen. So ist dank Ihrer vortrefflichen Dekrete für die Arbeiter jeder Tag ein Feiertag. Mehr als dreihunderttausend können wir in unseren Städten zählen, Leute, die nur noch die eine Beschäftigung kennen, die Arme zu verschränken und über Tagesereignisse, die Bürgerrechte und die Verfassung zu sprechen. Es stimmt zwar, daß sie von Tag zu Tag hungriger werden, aber wer denkt schon an den Magen, wenn das Herz froh ist!“

Nachdem sich die erste Begeisterung gelegt hatte, fühlte sich der Konvent, der selbst bürgerlich war, nicht allzu glücklich,<sup>27</sup> doch die Massen und die Radikalen bejubelten das Dekret als weiteren „großen Kahlschlag im Walde des Unrechts.“<sup>28</sup>

Man weiß nicht genau, wann die Nachricht Westindien erreichte, aber am 5. Juni, einen Tag nach den Feierlichkeiten zum Geburtstag des Königs und zur Einnahme von Port-au-Prince, hörten die englischen Offiziere auf Saint Kitts, daß sieben französische Schiffe der britischen Flotte entkommen und in Guadeloupe vor Anker gegangen waren. Sie standen unter dem Befehl eines Mulatten, Victor Hugues, „einer der großen Persönlichkeiten der Französischen Revolution, dem nichts unmöglich war“.<sup>29</sup> Man hatte ihn von seinem Amt als Staatsanwalt in Rochefort entbunden und nach Westindien geschickt. Hugues brachte zwar nur fünfzehnhundert Mann, aber er brachte auch die Botschaft des Konvents an die Sklaven. Es gab keine schwarze Armee auf den windwärts gelegenen Inseln wie in San Domingo. Also mußte er aus einfachen Sklaven eine schaffen. Sie waren unausgebildet, aber er überbrachte ihnen die revolutionäre Botschaft und kleidete sie in die Farben der Republik. Diese schwarze Armee fiel über die siegreichen Briten her und begann sie aus den französischen Kolonien zu vertreiben. Dann trug sie den Krieg in die britischen Inseln hinein.

Toussaint erfuhr von dem Dekret irgendwann im Mai. Das Schicksal der Franzosen in San Domingo hing an einem Faden, doch jetzt, da das Dekret, das Sonthonax erlassen hatte, in Frankreich ratifiziert worden war, zögerte er keinen Augenblick länger, sondern ließ Laveaux wissen, daß er gewillt war, sich ihm anzuschließen. Laveaux nahm das Angebot hochofrenet an und erklärte sich bereit, ihm den Rang eines Brigadegenerals zu verleihen. Toussaint antwortete mit einer Kraft und Kühnheit, die ganz San Domingo den Atem verschlug. Zunächst schickte er dem geprüften Laveaux aus spanischen Beständen einige gute

---

27 Saintoyant, *La Colonisation Francaise . . .*, Bd. I, S. 330–333.

28 Der Ausspruch stammt von Grégoire.

29 Sir Harry Johnston, *The Negro in the New World*, London, 1910, S. 169

Munition; dann redete er denjenigen seiner Leute, die bei ihm waren, zu, auf die andere Seite überzutreten, und alle waren einverstanden — französische Soldaten, ehemalige Sklaven, und alle Offiziere, die schwarzhäutigen wie die Royalisten, die desertiert waren, um sich ihm anzuschließen. Während der Messe betete er so andächtig, daß d'Hermona, der ihn eines Tages beobachtete, als er das Abendmahl nahm, bemerkte, Gott könnte, wenn er auf die Erde käme, keinen reineren Geist als Toussaint L'Ouverture finden. Nach einer Morgenandacht im Juni, der sich Toussaint mit gewohnter Hingabe gewidmet hatte, fiel er über den ahnungslosen Biassou her und schlug seine Truppen in die Flucht. Dann folgte ein brillanter Feldzug. In seinem Verlauf holte er die Kette der Stützpunkte, die er vorher für die Spanier eingenommen hatte, den Franzosen zurück. Entweder er eroberte sie mit Waffengewalt, oder er gewann die Kommandeure und Soldaten, so daß er viertausend Leute unter sich hatte, als er zu den französischen Truppen stieß. Die Nordprovinz befand sich fast völlig in seiner Hand. Spanier, Biassou und Jean François waren nicht nur geschlagen, sondern demoralisiert. Die Briten, die überfällige Verstärkung erhalten hatten, überlegten, wieviel von dem eroberten San Domingo sie ihren Verbündeten, den Spaniern abtrotzen konnten. In solchen Dingen, schrieb Dundas an Williamson, gelte der Grundsatz: Je mehr wir haben, desto größer unsere Aussichten. Sie standen im Begriff, die Beute zu verschlingen, als sich Toussaint mit einem seiner Tigersprünge auf sie stürzte. Er entriß ihnen sämtliche Stellungen am rechten Ufer des Artibonite, drängte sie über den Fluß zurück, und wäre nicht eine Reihe unerwarteter Mißgeschicke dazwischenge treten, hätte er auch die Feste Saint Marc eingenommen.

## VI

### Der Aufstieg Toussaints

Das Kräfteverhältnis in San Domingo war nun grundlegend verändert, und obwohl es damals nur wenige wirklich erkannten, bildeten Toussaint und die Schwarzen fortan den entscheidenden Faktor der Revolution. Toussaint war französischer Offizier, befehligte fünftausend Mann, hielt eine Linie von Lagern oder befestigten Stellungen zwischen der Nordprovinz und dem Westen, und hatte sich bis ans rechte Ufer des Artibonite einen Weg in die Westprovinz gebahnt.

Im Süden hatte Rigaud von Beauvais die Führung übernommen und war durch seinen eigenen Feldzug gegen die Briten gebunden. Die Republik, die schwach zur See war, konnte keine Hilfe schicken, während die Briten und die Spanier dank der britischen Flotte und des britischen Reichtums gut mit Geld und Waffen versorgt waren. Die Briten beherrschten einige der fruchtbarsten Gebiete, doch die einst so blühende Nordebene, die die Franzosen jetzt wieder hielten, war praktisch verwüstet. Die Besitzenden verrieten die Republik bei jeder Gelegenheit. Freiheit und Gleichheit, war alles, was die Republik anzubieten hatte, doch es genügte. Jahrelang pumpten Pitt und Dundas Leute und Geld nach Westindien und kämpften gegen Männer, die sie als Räuber bezeichneten. Die schwarzen Arbeiter, die kürzlich noch Sklaven gewesen waren, und die loyalen Mulatten unter Führung ihrer eigenen Offiziere bereiteten dem Feind die schlimmste Niederlage, die ein britisches Expeditionsheer zwischen den Tagen der Königin Elizabeth und dem ersten Weltkrieg je erlitten hat. Das ganze Ausmaß der Schlappe blieb über ein Jahrhundert lang verborgen, bis es 1906 von Fortescue, dem Historiker der britischen Armee, ausgegraben wurde. Er gibt die Schuld Pitt und Dundas, „die ausreichend darüber unterrichtet

waren, daß sie in diesem Fall nicht nur gegen arme, kränkliche Franzosen zu kämpfen hätten, sondern gegen die Negerbevölkerung Westindiens. Dennoch warfen sie ihre Truppen massenhaft auf die verpesteten Inseln. Sie erwarteten, daß sie dadurch Frankreichs Macht brechen konnten, und als es zu spät war, mußten sie erkennen, daß sie die britische Armee praktisch vernichtet hatten.“<sup>1</sup>

Laveaux führte nun allein das Regiment. Sonthonax und Polverel waren abberufen worden. Einige ausgewanderte Kolonisten hatten sie des Verrats und aller möglichen anderen Verbrechen bezichtigt. Diese Emigranten hatten das monarchistische Lager verlassen, waren den Jakobinern um den Hals gefallen und hatten die Abberufung der beiden Kommissare erreicht, bevor das Dekret vom 4. Februar verabschiedet wurde. Toussaint informierte Laveaux gewissenhaft über jeden Schritt. Trotzdem befehligte er die Masse der Streitkräfte in diesem Distrikt praktisch unkontrolliert. Alles hing von der Armee ab. Die Mehrheit seiner einfachen Soldaten waren gebürtige Afrikaner, die nicht zwei französische Vokabeln beherrschten, wie Jean François geringschätzig bemerkt hatte. Die höheren Offiziere waren ehemalige Sklaven: Dessalines, Christophe, der das Hotel verlassen hatte, um in den Bergen Toussaints Gruppe zu suchen, Bruder Paul L'Ouverture und Moïse, der im Kindesalter den Atlantik überquert hatte, von Toussaint adoptiert worden war und als dessen Neffe galt. Abgesehen von wenigen weißen Offizieren war die Armee durch und durch revolutionär, und darin lag ihre große Kraft.

Wenn die Republik, Freiheit und Gleichheit der Armee ihre Moral gaben, so war ihr mit Toussaint der Kopf gegeben. 1792 hatte er das erstmal Befehlsgewalt übernommen, und in den weniger als zwei Jahren schrieb er wiederholt, eine lange Erfahrung habe ihn gelehrt, daß er stets persönlich zur Stelle sein müsse, weil eine Sache sonst nie gelinge.<sup>2</sup>

---

1 Fortescue, *History of the British Army*, London 1909, Bd. IV, Teil 2, S. 385

2 Dieses und die beiden folgenden Kapitel stützen sich hauptsächlich auf den Briefwechsel mit Laveaux. Vgl. Fußnote 6 des vorhergehenden Kapitels.



S.O. Bin  
The House  
H. and J.

Gen  
T. Lanventure

Seine Anwesenheit hatte jene elektrisierende Wirkung, die für große Praktiker charakteristisch ist. „Ich erklärte ihnen die Position des Feindes und schärfte ihnen ein, daß es absolut erforderlich wäre, ihn zu vertreiben. Die tapferen Republikaner, Moïse, J. B. Parabet, Dessalines und Noël erwiderten im Namen sämtlicher Führer, daß sie jeder Gefahr trotzen, überall hingehen und mir durch dick und dünn folgen würden.“ Die einfachen Soldaten reagierten in der gleichen Weise, obwohl sie erschöpft waren; „ohne eine einzige Waffe zu ziehen, Gewehr am Körper“, marschierten sie gegen Musketen und Kanonen. „Nichts“, sagte Toussaint, „konnte dem Mut der Sansculotten widerstehen.“ Einmal war ihnen die Munition ausgegangen, da kämpften sie mit Steinen. Er lebte bei seinen Leuten und war bei jeder Attacke an der Spitze. Waren Geschütze zu bewegen, griff er selbst zu. Einmal zog er sich dabei eine schwere Handquetschung zu. Alle kannten ihn noch aus der Zeit, die wenige Monate zurücklag, als er nur der alte Toussaint war. Er teilte mit ihnen sämtliche Strapazen und Gefahren. Aber er war verschlossen, unergründlich, ernst, hatte die Gewohnheiten und das Gebaren eines gebürtigen Aristokraten.

„Ich habe Ihren Brief erhalten, ebenso das Protokoll Ihrer Versammlung“, schreibt er einigen seiner Offiziere. „Die Art, wie Sie den Feind zurückwiesen, habe ich mit Vergnügen zur Kenntnis genommen, und ich habe nur Lob für die Entschlossenheit, mit der Sie ihn schlugen. Sie bewiesen einen Mut, der guter Republikaner würdig ist.“

„Aber es ist für mich sehr schmerzlich zu sehen, Bürger, daß die Befehle, die ich Ihnen dreimal hintereinander erteilt habe, auf das Gebiet des Feindes vorzustoßen und ihn von dort zu verjagen, nicht ausgeführt wurden. Hätten Sie geruht, den Befehlen, die Ihnen ergangen sind, nachzukommen . . . wären alle Lager auf der anderen Seite des Artibonite zerstört worden . . . Sie haben meine Befehle in den Staub getreten.“

Seine außergewöhnlichen Fähigkeiten, seine Zurückhaltung, seine scharfe Zunge, wenn er sprach, hielten auch diejenigen Offiziere, denen er am stärksten vertraute, auf Distanz. Sie verehrten ihn, aber sie fürchteten ihn eher, als daß sie ihn liebten. Nicht einmal Dessalines bildete da eine Ausnahme. Toussaints übermäßige Reserviertheit und Unabhängigkeit, die sich immer deutli-

cher ausprägten und eines Tages zu weittragenden Folgen führen sollten, waren in den frühen Tagen, als es an Disziplin mangelte, von unschätzbarem Wert.

Oft fehlte es den Truppen sogar an Verpflegung, und sie mußten Zuckerrohr zusammensuchen. Als im August endlich Waffen eintrafen, stellte sich heraus, daß sie nichts taugten. „Ich habe zweitausend Gewehre erhalten, aber sie sind in schlechtem Zustand . . . Ich werde sie reparieren lassen. Viele sind zu kurz, und diese werde ich den Dragonern geben . . . Viele Gewehre des siebenten und des achten Regiments taugen nichts.“

Die Briten und die Spanier, die alles hatten, was sie brauchten, und wußten, in welcher Lage sich Toussaints Leute befanden, schickten Agenten, die ihnen Waffen, Ausrüstung und einen guten Sold anboten. Die Briten suchten alle zu bestechen, angefangen bei Laveaux bis hin zu den einfachen Soldaten, aber es gibt keinen Beleg dafür, daß sie irgendeinen nennenswerten Erfolg hatten. Die Moral der Revolutionsarmee war zu hoch.

Toussaint war im Vorteil, denn er bot Freiheit und Gleichheit. Die Losungen der Revolution waren gewichtige Waffen zu einer Zeit, als es noch Sklaven gab, aber Waffen müssen richtig eingesetzt werden, und er gebrauchte sie mit der Finesse und der Gewandtheit eines Fechters.

Umherstreifende Maroons machten das Kampfgebiet unsicher. Die mächtigste Gruppe zählte fünftausend Mann und unterstand Dieudonné. Rigaud und Beauvais versuchten ihn für eine Zusammenarbeit zu gewinnen, aber Dieudonné mißtraute ihnen. Er wollte keinem Mulatten gehorchen und nahm Verhandlungen mit den Briten auf. Die Briten trafen alle Vorkehrungen, um ihn zu kaufen, aber ihre reaktionäre Politik war ein Mühlstein an ihrem Hals. Sie konnten nicht einmal eine großangelegte Lügenkampagne führen; es war zu gefährlich, ihre reichen Verbündeten hätten sie sofort verlassen. Sogar bei den Unterhandlungen mit Dieudonné mußten sie so vorsichtig sein, daß er argwöhnisch wurde und sich zurückzog. Beauvais und Rigaud hörten davon und baten Toussaint, seinen Einfluß geltend zu

machen. Mit einem einzigen Brief änderte Toussaint die Situation.

„. . . Ich kann den schmerzlichen Gerüchten nicht glauben, die über Sie verbreitet werden, daß Sie Ihre Heimat im Stich gelassen haben, um sich mit den Engländern zu verbünden, mit diesen geschworenen Feinden unserer Freiheit und Gleichheit.

Kann es möglich sein, mein teurer Freund, daß Sie gerade in dem Augenblick, da Frankreich über alle Royalisten triumphiert und uns durch sein wohltätiges Dekret vom 9. Thermidor als seine Kinder anerkennt und uns alle Rechte gewährt, für die wir kämpfen, sich täuschen lassen von unseren alten Tyrannen, welche die eine Hälfte unserer unglücklichen Brüder benutzen, um die andere Hälfte in Ketten zu legen? Vorübergehend hatten mich die Spanier mit Blindheit geschlagen, aber ich brauchte nicht lange, um ihre schurkischen Absichten zu durchschauen. Ich habe sie verlassen und gründlich geschlagen. Ich kehrte zurück in mein Land, das mich mit offenen Armen aufnahm und mir meine Dienste vergalt. Ich bitte Sie, mein teurer Bruder, meinem Beispiel zu folgen. Wenn besondere Gründe Sie daran hindern, den Generalen Rigaud und Beauvais zu trauen, dann sollte wenigstens Laveaux, der uns allen ein guter Vater ist und dem unser Mutterland sein Vertrauen geschenkt hat, das Ihre verdienen. Ich hoffe, daß Sie sich mir, der ich so schwarz wie Sie bin, nicht verschließen werden, und ich wünsche, daß versichere ich Ihnen, nichts sehnlicher, als Sie glücklich zu sehen, Sie und alle unsere Brüder. Was mich betrifft, ich glaube, daß es unsere einzige Hoffnung ist, der französischen Republik zu dienen. Unter ihrer Flagge sind wir wahrhaft frei und gleich. So sehe ich es, mein teurer Freund, und ich glaube nicht, daß ich einen Fehler mache . . .“

Dieser Brief verdient es, ein zweites Mal gelesen zu werden; jeder Satz trifft ins Schwarze.

„Sollte es den Engländern gelungen sein, Sie zu täuschen, dann glauben Sie mir, mein teurer Bruder, verlassen Sie sie. Vereinen Sie sich mit den aufrechten Republikanern. Wollen wir gemeinsam die Royalisten aus unserem Lande vertreiben. Es sind Schurken, die uns wieder in die Ketten legen möchten, die wir unter so großen Mühen gesprengt haben.“

Er bat um Einheit.

„Denken Sie daran, mein teurer Freund, daß die Französische Republik eins und unteilbar ist, daß dies uns Kraft gibt und sie über alle ihre Feinde siegreich gemacht hat.“

Die Zeit sollte zeigen, wie weit Toussaint in seinen ständigen Treuebeteuerungen aufrichtig war.

Seine Abgesandten brachten den Brief in Dieudonnés Lager und verlasen ihn vor den versammelten Truppen, die sich in Schmähungen gegen Dieudonné und seine Freunde ergingen — ein überzeugender Beweis dafür, daß sie, obwohl unwissend und unfähig, sich in dem Gestrüpp der Proklamationen, Lügen, Versprechen, Fallen zurechtzufinden, doch für die Freiheit kämpfen wollten. Dieudonnés Stellvertreter Laplume machte sich die Enttäuschung zunutze, verhaftete auf der Stelle seinen Chef und zwei seiner Getreuen. Auch dies war Toussaints Werk. Er hatte seine Leute angewiesen, falls Dieudonné völlig für die Briten gewonnen wäre, sollten sie einige der übrigen Führer beiseite nehmen und ihnen „äußerst eindringlich“ vor Augen führen, daß sie betrogen wurden. Dieudonné wanderte ins Gefängnis, aber Laplume schloß sich weder Rigaud noch Beauvais an, sondern wechselte mit dreitausend Mann zu Toussaint über.

Toussaint schrieb in aller Eile an Laveaux und bat ihn, Laplume zum Obersten zu befördern. „Ich versichere Ihnen, daß dies die beste Wirkung erzielen wird“, und Laveaux sanktionierte die Ernennung. Rigaud und Beauvais können kaum allzu entzückt gewesen sein. Eine Verstärkung von dreitausend Mann war ein gewaltiger Zuwachs, und Toussaint hatte diesen Zulauf durch einen Brief und eine Abordnung gewonnen.

Wenn die Armee das Instrument seiner Macht war, so bildeten die Massen ihre Basis, und sie festigte sich mit Toussaints wachsendem Einfluß. Aus der Erniedrigung der Sklaverei waren sie in eine Welt allgemeiner Mord- und Gewalttaten eingetreten. Die Spanier luden achthundert Franzosen, die aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt waren, nach Port-au-Prince ein. Nach einem Gottesdienst gab der Priester Vasquez Jean François ein Zeichen. Dieser hatte den Morgen im Beichtstuhl zugebracht. Auf das Zeichen hin vereinigten sich seine Truppen mit den spanischen Soldaten, und in aller Stille ermordeten sie über eintau-

send Franzosen — Männer, Frauen und Kinder. Diese wenigstens würden ihren Besitz nie zurückverlangen. Solcher Art waren die Leitbilder der Zivilisation für die ehemaligen Sklaven.

Große Gebiete der Westprovinz waren ständig umkämpft, wurden verwüstet, niedergebrannt. In den Kampfgebieten hungerten Reiche und Arme, Schwarze und Weiße. Kein Wunder, daß die schwarzen Arbeiter permanent in einem Zustand des Aufruhrs waren.

Immer war die Furcht vor einer Wiedereinführung der Sklaverei die Ursache der Unruhen. Die Briten zeigten keinerlei Absicht, die Sklaverei abzuschaffen, die Spanier ebensowenig. Erst 1795<sup>3</sup> erging die Erlaubnis, schwarze Regimenter aufzustellen, aber auch danach war es strikt untersagt, irgendeinem, der bei den Briten diente, die Freiheit zu versprechen.<sup>4</sup> Dieser Zustand konnte nicht von Dauer sein. Die Briten gewannen Schwarze, indem sie ihnen Sold zahlten. Alle kriegführenden Parteien verwirrten die unwissenden Neger, nutzten deren Befürchtungen aus und bezichtigten sich gegenseitig, die Sklaverei restaurieren zu wollen. Briten und Spanier waren in der Lage, ihre Propaganda durch Geld- und Waffenangebote zu unterstützen. Jean François hämmerte den Schwarzen ein, nur ein König habe die Macht, sie zu befreien, darum mußten sie für den spanischen König kämpfen. Einige Plantagenbesitzer hielten das Dekret vor ihren Sklaven verborgen, und die Schwarzen mißtrauten den weißen Pflanzern. Jetzt belehrten die Machenschaften der Briten und Spanier jene, die Politik verstehen lernten, daß fast alle Weißen in den Kolonien gleich waren: Raubvögel, die von der Unwissenheit und Unerfahrenheit der schwarzen Massen zehrten.

Diesen schwarzen Arbeitern, denen staatsbürgerliche Disziplin fehlte, die sich in einem durch Revolution und Krieg zerrissenen Land wie wild gebärdeten und nur wußten, daß sie frei bleiben wollten, aber von allen Parteien konfus gemacht und getäuscht wurden, ihnen gehörte Toussaints tiefe und leidenschaftliche Sympathie.

„O ihr Afrikaner, meine Brüder!“ Mit diesen Worten wandte er sich in einer Proklamation an sie. „Die ihr mir so viele Strapazen,

---

3 Fortescue, *History of the British Army*, Bd. IV, Teil 2, S. 452.

4 *Ebenda*, S. 469

solche Mühe, so viele Sorgen bereitet habt, ihr, deren Freiheit mit mehr als der Hälfte eures Blutes erkaufte wurde! Wie lange muß ich noch die Qual erdulden, zu sehen, daß meine irreführten Brüder den Rat eines Vaters, der sie vergöttert, in den Wind schlagen!“ Er war ein Autokrat, doch so empfand er für sein Volk.

„Es sind immer die Schwarzen, die am meisten zu leiden haben“, pflegte er oft zu sagen, und man kann sich sein Entsetzen vorstellen, als ihm die Nachricht von einem Aufstand, den die Briten unter den Bauern eines Distrikts der Nordprovinz angezettelt hatten, zu Ohren kam. „Es ist unschwer zu erraten, aus welcher Richtung dieser schreckliche Schlag erfolgt. Ist es denn möglich, daß die Arbeiter immer das Spielzeug und die Instrumente des Rachedurstes jener Ungeheuer sind, welche die Hölle gegen diese Kolonie losgelassen hat? . . . Das Blut so vieler Opfer schreit nach Vergeltung, und menschliche und göttliche Gerechtigkeit gebieten, die Schuldigen ohne Aufschub unschädlich zu machen.“

Wenn er den ersten Hinweis erhielt, daß irgendwo Unruhen ausgebrochen waren, begab er sich selbst dorthin. Den größten Ärger gab es in den Gebieten um Limbé, Plaisance, Marmelade und Port-de-Paix, Sie waren die frühen Unruhezentren gewesen und bis zum Schluß dazu bestimmt, den ersten Platz zu halten.

Anfang 1796 hört er eines Tages, daß die Arbeiter von Port-de-Paix zu den Waffen gegriffen und einige Weiße umgebracht haben. In einer Nacht legt er die weite Strecke von Verrettes nach Port-de-Paix zurück. Er ruft die Schwarzen zusammen und erklärt ihnen, wie sie sich verhalten sollen. Wenn sie Grund zur Klage haben, dann ist Mord nicht die richtige Methode, das Übel zu beheben.

Einer spricht für alle. „Ach! General! Sie wollen uns wieder zu Sklaven machen. Es gibt hier keine Gleichheit, wie es sie dort in Ihrem Teil der Welt zu geben scheint. Sie sehen uns von der Seite an, sie drangsaliieren uns . . .“ Für Lebensmittel werde nicht der volle Preis gezahlt, die Weißen nähmen Hühner und Schweine weg. Wenn man zu protestieren wagte, käme man ins Gefängnis, und um wieder herauszukommen, müsse man bezahlen.

„Die angeführten Gründe scheinen überzeugend zu sein“, sagt

Toussaint, „aber auch wenn es ein ganzes Haus voll davon gäbe, hättet ihr in Gottes Augen Unrecht getan.“

Sie bitten ihn, sie zu organisieren. „Regeln Sie alles, wir werden so gut sein, daß jeder vergessen muß, was wir getan haben.“

Am nächsten Tag beruft Toussaint eine Versammlung sämtlicher Schwarzer des Gebietes ein. Er läßt sie schwören, hart zu arbeiten und gehorsam zu sein. Er ernennt einen Kommandanten.

Die Arbeiter rufen: „Es lebe die Republik! Es lebe die Freiheit, es lebe die Gleichheit, es lebe Gouverneur Laveaux, es lebe Toussaint L'Ouverture!“ Sie tanzen und verabschieden Toussaint unter Jubel.

Unglücklicherweise gab es bald erneut Aufruhr. Der Rädelsführer und zwölf seiner Freunde wurden vor das Militärgericht gestellt und noch am selben Tag erschossen. Wieder eilte Toussaint hin. Er stellte fest, daß die Briten intrigiert, ihnen Gewehre und Munition gegeben hatten. Toussaint verhaftete niemanden, feuerte keinen Schuß ab, aber er sprach mit ihnen und erreichte, daß sie an die Arbeit gingen.

Nicht immer war er so erfolgreich. „Ich ging selbst hin, um mit ihnen zu reden und sie zur Vernunft zu bringen . . . Sie griffen zu den Waffen, und zum Dank für meine Mühe bekam ich eine Kugel ins Bein. Die Wunde bereitet mir noch heute heftige Schmerzen.“

Aber in den Jahren 1795 und 1796 wuchs das Vertrauen der Arbeiter der Nordprovinz zu ihm. Sie schätzten ihn nicht nur als Soldaten, sondern als Menschen, der sich ihren Interessen widmete, an den sie sich mit all ihren Schwierigkeiten wenden konnten, der ihnen im Kampf gegen die Sklaverei zur Seite stand. Durch unermüdlichen Einsatz zu ihrem Wohl erwarb er ihr Vertrauen. Für sie, die Unwissenden, Hungernden, Gequälten, Erregten, war sein Wort 1796 Gesetz. Er war im Norden der einzige Mann, dem sie willig gehorchten.

Bei aller Unwissenheit und Verwirrung herrschte doch ein neuer Geist. Schwarz San Domingo hatte sich verändert und würde nie wieder sein, was es war, ob es gegen die Engländer, die Spanier oder die Franzosen kämpfte. Der Royalist Jean François hatte

für die Annäherungsversuche des Gouverneurs nur schneidenden Spott übrig. „Solange ich nicht sehe, daß Monsieur Laveaux und andere französische Herren seiner Qualität ihre Töchter an Neger verheiraten, solange glaube ich nicht an alle Ihre angebliche Gleichheit.“

Die französischen Schwarzen – von den Arbeitern in Port-de-Paix, die Freiheit forderten, bis zu den Offizieren der Armee – waren samt und sonders ungeheuer stolz darauf, Bürger der Französischen Republik zu sein, der „einen und unteilbaren“, die Freiheit und Gleichheit in die Welt brachte. Offiziere unterschiedlicher Hautfarbe akzeptierten keine Einladungen, die an eine Gruppe gerichtet waren;<sup>5</sup> als gute Republikaner wollten sie sich vor dem spanischen Marquis nicht verneigen und katzbuckeln. Der Marquis grollte ob der Unverschämtheit der Schwarzen.<sup>6</sup> Fünf Jahre Revolution hatten diese erstaunlichen Veränderungen bewirkt. Toussaint redete die Schwarzen stets als französische Bürger an: Was wird Frankreich denken, wenn es erfährt, daß euer Verhalten ehrlicher Republikaner unwürdig war?

Republikergebenheit und Haß auf das Königtum sprechen aus den Dokumenten der Zeit.

Jean François verfaßte eine Proklamation, in der er „Im Namen des Königs, unseres Herrn“, seinen „Brüdern“ in Dondon Lebensmittel, Waffen und alles Lebensnotwendige anbot, wenn sie sich auf die spanische Seite stellten. Die Stadtverwaltung von Dondon erteilte ihm eine vernichtende Abfuhr.

Einige Republikaner wären gewillt zu kapitulieren? „Falls es unter uns Menschen geben sollte, die so nichtswürdig sind, sich wieder in Ketten legen zu lassen, treten wir sie euch leichten Herzens ab . . .

Die Freiheit, die uns die Republikaner bieten, sagt ihr, sei falsch. Wir sind Republikaner und folglich durch Naturrecht frei. Nur Könige – ein Wort, das an sich schon höchste Niederracht und Gemeinheit ausdrückt – konnten sich das Recht anmaßen, Menschen, welche als ihresgleichen geschaffen wurden, welche die Natur als freie Wesen geschaffen hat, gewaltsam in Sklaverei zu versetzen.

---

<sup>5</sup> *Lettres de Toussaint-L'Ouverture. La Bibliothèque Nationale.*

<sup>6</sup> *Ebenda.*

Der König von Spanien hat euch reichlich mit Waffen und Munition versorgt. Benutzt sie, um eure Ketten enger zu schmieden . . . Was uns betrifft, wir brauchen nichts weiter als Steine und Stöcke, um euch Carmagnole tanzen zu lehren . . .<sup>7</sup>

Ihr habt Instruktionen, und ihr habt Garantien? Hütet eure Habseligkeiten und eure Urkunden. Eines Tages werden sie euch genauso helfen, wie die hochtrabenden Titel unseren früheren Aristokraten geholfen haben. Wenn der französische König, der das Elend von Hof zu Hof schleppt, Sklaven braucht, damit sie ihm in seiner Herrlichkeit dienen, dann soll er sie bei anderen Königen suchen, die so viele Sklaven zählen, wie sie Untertanen haben.

Zum Schluß bietet ihr uns, gemeine Sklaven, die ihr seid, den Schutz des Königs, eures Herrn, an. Mag er kommen, und ihr mit ihm. Wir sind bereit, euch zu empfangen, wie es sich für Republikaner ziemt . . .“

Das war der Stil Toussaints und seiner Leute. Die Briten und die Spanier konnten sie nicht besiegen. Alles, was sie zu bieten hatten, war Geld, und es gibt Perioden in der Menschheitsgeschichte, da Geld nicht ausreicht.

Eine wachsende Armee und das Vertrauen freier schwarzer Arbeiter bedeuteten Macht, aber Toussaint begriff bald, daß politische Macht nur ein Mittel zum Zweck ist. Die Rettung San Domingos lag im Wiederaufbau der Landwirtschaft. Das war für diese desorganisierte Gesellschaft eine nahezu unlösbare Aufgabe. Sie stützte sich auf die Arbeit von Menschen, die sich gerade aus der Sklaverei befreit hatten und überall gierigen und gewalttätigen Franzosen, Spaniern und Briten gegenüberstanden. Toussaint schaltete sich frühzeitig ein.

„Arbeit ist nötig“, verkündete er, „sie ist eine Tugend, sie dient dem allgemeinen Wohl des Staates.“

Seine Anordnungen waren hart. Vierundzwanzig Stunden, nachdem er einen Distrikt unter Kontrolle bekommen hatte, wurden die Leute zur Arbeit geschickt, und er ermächtigte die

---

<sup>7</sup> Ein Ausdruck aus einem berühmten französischen Revolutionslied, des Ça Ira.



G. Valcin. Coumbite. Coumbite ist eine Institution für die gemeinsame Bestellung der Felder. Die Musik gibt den nötigen Arbeitsrhythmus an.

Militärkommandanten der Gemeinden, Maßnahmen zu ergreifen, damit sie auf den Plantagen blieben. Die Republik, schrieb er, habe keine Verwendung für stumpfsinnige oder unfähige Menschen. Es war Zwangsarbeit und Einschränkung der Freizügigkeit, aber es waren notwendige Schranken. Er behielt das Vertrauen der Arbeiter, weil er darauf bestand, daß ihnen Lohn gezahlt wurde, und mit den weißen Privateigentümern verfuhr er ebenso streng. Alle, „ob Eigentümer oder andere“, wurden in ihre jeweiligen Gemeinden und Plantagen beordert. Wenn die Plantagenbesitzer nicht gehorchten, wurde ihr Eigentum konfisziert. Seit Beginn seiner Karriere als Administrator verfolgte Toussaint gegenüber den Weißen eine klare Politik, von der er nie abwich.

Er kannte diese Privateigentümer. Heute waren sie Franzosen, morgen Briten, Royalisten, Republikaner, Menschen ohne alle Grundsätze außer denen, die ihnen halfen, ihre Plantagen zu erhalten. Andererseits hatten sie das Wissen, die Bildung und Erfahrung, die die Kolonie brauchte, wenn sie zu neuer Wirtschaftsblüte geführt werden sollte. Sie besaßen eine Kultur, die nur ein Teil der Mulatten und keiner der Sklaven hatte. Toussaint behandelte sie äußerst nachsichtig. Zugute kam ihm sein lauterer Charakter, der Rachsucht und unnötiges Blutvergießen verabscheute. „Keine Repressalien, keine Repressalien“, lautete nach jedem Feldzug seine Beschwörung an die Offiziere. Diese Weißen wollten ihre Plantagen, und er gab sie ihnen, jederzeit bereit, ihren Verrat zu vergessen, wenn sie nur den Boden bestellten. Als er den Briten Mirabelais entriß, fand er dort über dreihundert weiße Emigranten aus der Nordprovinz. Es wäre die einfachste Sache der Welt gewesen, diese Landesverräter und Verfechter der Sklaverei standrechtlich erschießen zu lassen. Sie hätten ihn sicher nicht geschont. Er rief sie zu sich und nahm ihnen den Treueid auf die Republik ab. Einige, die zu ihrer Gemeinde zurückkehren wollten, baten ihn um Passierscheine, und er entsprach ihrem Wunsch. Ihre Plantagen waren natürlich eingezogen worden. Toussaint stellte Nachforschungen an und bemühte sich, sie ihnen wiederzubeschaffen.

Vertrauensseelig wie die alten royalistischen Gouverneure setzte er Weiße in Regierungsstellen ein. „Ich habe Guy zum Militärkommandanten ernannt und Dubuisson zu seinem Adjutanten. Es sind zwei wackere Franzosen, die viel dazu beigetragen haben, ihre Mitbürger umzustimmen . . . Die Verwaltung habe ich Jules Borde übertragen. Ich glaube, daß er ein guter Republikaner ist und fähig, seine Pflicht zu erfüllen. Er besitzt die Gunst der Mitbürger, die meine Wahl billigen.“ Er empfiehlt einen weiteren weißen Kreolen, der ihn auf einer Expedition begleitete „ . . . und sich sehr ehrenhaft geführt hat. Ich bin mir seiner guten staatsbürgerlichen Einstellung ziemlich sicher.“ Wie diese Weißen (mit ihren Erinnerungen an die Vergangenheit) darüber dachten, von einem ehemaligen Sklaven begutachtet, geprüft und so zuversichtlich zu Regierungsämtern zugelassen zu werden, ist unbekannt. Jedoch gibt es keinen Bericht, der von irgendwelcher Mißachtung oder offener Feindseligkeit zeugt. Im stillen mögen sie ihn verurteilt haben, aber es wäre schwierig gewesen, den Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Toussaint hielt seine Armee, deren Soldaten und Offiziere sich aus Exsklaven zusammensetzte, intakt und frei von möglichen zersetzenden Elementen, und er war so aufrichtig freundlich zu den Weißen in ihrer beklagenswerten Lage, daß sie es anerkennen mußten. „Es zerreißt mir das Herz“, schrieb er an Laveaux, als er von Unruhen hörte, „denke ich an das Schicksal, das einige unglückliche Weiße ereilt hat, die Opfer dieser Übergriffe geworden sind.“ Das waren seine Gefühle für alle Menschen, für die schwarz- und weißhäutigen. Die Weißen begannen zu begreifen, daß sie sich auf ihn verlassen konnten. Er schützte sie vor den Arbeitern, die bei dem geringsten Anzeichen, daß die Sklaverei wiederbelebt werden sollte, bereit waren, sie zu massakrieren. Da sie lernten, ihm zu vertrauen, kehrten viele zu ihren Plantagen zurück. Weiße Frauen berichteten Laveaux über die Aufmerksamkeit und Hilfe, die sie von diesem „erstaunlichen Mann“ erfahren hatten, ihrem Vater, der „der alte Exsklave“ genannt wurde, mit seiner verachteten schwarzen Haut. Laveaux selbst berichtet, in der Gemeinde Petite-Rivière, wo er Toussaint besuchte, habe sich ihm ein erhebender Anblick geboten, fünfzehntausend Menschen arbeiteten wieder, alle vom Dank für die Republik erfüllt, Schwarze, Weiße, Mulatten, Arbeiter, Plantagenbesitzer, alle

segneten den „tugendhaften Chef“, dessen Umsicht Ordnung und Frieden unter ihnen erhielt.

Was muß Laveaux, der ehemalige Graf des Ancient régime, gedacht haben, der kultivierte Franzose eines kulturvollen Zeitalters, wenn Woche für Woche Briefe von Toussaint, dem ehemaligen Sklaven, bei ihm eingingen? Ganz trefflich sind einige geschrieben. Toussaint war gleichermaßen ein Meister der Proklamation, des militärischen Berichts und des feinen Manövrierens, wie die Epistel an Dieudonné beweist.

„Der Feind hat es versäumt, entlang der Straße nach Saint Marc Reservestellungen anzulegen, um seinen Rückzug zu sichern. Ich gebrauchte einen Trick, um ihn zu ermuntern, die Landstraße zu benutzen, und das geschah so. Von der Stadt Verrettes aus konnte er alle meine Bewegungen beobachten. Also ließ ich meine Armee auf der Seite von Mirabelais vorrücken, wo er sie sehen konnte und folglich den Eindruck gewinnen mußte, daß ich starke Verstärkungen dorthin führe, während ich sie wenige Augenblicke später hinter einem Hügel, der ihm die Sicht nahm, nach der Stadt Petite-Rivière zurückmarschieren ließ. Er ging mir prompt in die Falle und schien seinen Rückzug sogar zu beschleunigen. Dann setzte ich mich in die Spitze eines großen Kavallerietrupps, ließ den Fluß überqueren, um mit dem Feind rasch in Berührung zu kommen, ihn aufzuhalten und meiner Infanterie Zeit zu geben, mit einem Geschütz nachzukommen und sich mir anzuschließen. Dieses Manöver gelang wunderbar. Ich hatte die Vorsichtsmaßregel getroffen, ein vierzölliges Geschütz von Petite-Rivière nach Detroit auf die Moreau-Plantage zu schicken, um dem Feind Feuer in die rechte Flanke zu geben, wenn er passierte. Ich setzte ihm mit meiner Kavallerie zu, indem die Infanterie und das Geschütz sehr geschwind heranrückten. Sobald sie eintrafen, bildete ich zwei Kolonnen, die dem Feind links und rechts in die Flanke fallen sollten. Kaum hatten sich diese beiden Kolonnen auf Pistolenreichweite genähert, da bediente ich den Feind nach echter Republikanerart. Er wehrte sich die ganze Zeit mutig, aber der erste Kanonenschuß, den ich abfeuern ließ und der großen Schaden anrichtete, zwang ihn, zunächst einen Wagen und dann ein Geschütz aufzugeben. Ich ließ

die Ladung erneuern, und später erbeutete ich die drei restlichen Geschütze sowie zwei Wagen voll Munition und sieben andere mit Verwundeten, die umgehend zum Troß geschickt wurden. Dann ergriff der Feind höchst ungeordnet die Flucht, aber die Spitze der Flüchtigen befand sich plötzlich direkt vor der Mündung des Geschützes, das ich in Detroit auf der Moreau-Plantage postiert hatte, und als sich der Feind von vorn, von hinten und von allen Seiten angegriffen sah, sprang dieser Prachtjunge, der unverschämte Dessources, vom Pferd und warf sich ins Gebüsch, während der Restbestand seiner Armee ausrief: „Jeder für sich!“ Regen und Dunkelheit veranlaßten mich, die Verfolgung abubrechen. Die Schlacht hatte um elf am Morgen begonnen, dauerte bis um sechs am Abend und kostete mich nur sechs Tote und ebensoviel Verwundete, aber auf einer großen Strecke, über eine Meile, habe ich die Straße mit den Leichen seiner Leute übersät. Mein Sieg ist höchst vollkommen, und wenn der gefeierte Dessources überhaupt das Glück hat, in Saint Marc einzurücken, dann wird es ohne Geschütze sein, ohne Bagage, kurzum, ohne Trommel und Trompete, wie man zu sagen pflegt. Er hat alles verloren, sogar die Ehre, falls die niederträchtigen Royalisten überhaupt eine haben können. Er wird noch lange an die republikanische Lektion denken, welche ich ihm erteilt habe.

Ich habe das Vergnügen, General, Ihnen das Lob zu übermitteln, das Dessalines gebührt . . . Vor allem das Bataillon der Sansculotten, das zum zweitenmal im Feuer stand, hat den größten Mut gezeigt.“

Hier meldet sich nicht nur der geborene Soldat, sondern auch der geborene Schriftsteller zu Wort. Der Bericht trägt eindeutig die Handschrift eines großen Feldherrn. Dessources hatte ein berühmtes Korps weißer Kreolen geführt, und die Nachricht vom Sieg der schwarzen Sansculotten über die alten Pflanzer verbreitete sich mit Windeseile, hob das Prestige Toussaints und rückte ihn ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Beim Regieren war es wie im Krieg. Laveaux scheint Toussaint von Anfang an uneingeschränkte Vollmacht gewährt zu haben, und wie ein Diktator vereinigte Toussaint in seiner Person ein ganzes Kabinett, nur daß er tatsächlich die Arbeit machte.

Die Briten durchbrachen die Uferböschung des Artibonite, um den unteren Teil der Ebene zu überfluten und den weiteren Vormarsch seiner Soldaten aufzuhalten. Der Regen erweiterte den Bruch, so daß er mindestens zweihundert Fuß breit war. Toussaint ließ ihn mit Wurzeln, Holz und Steinen zustopfen. Über achthundert Leute setzte er ein; sie arbeiteten eine Woche und länger, bis sie fertig waren, denn wenn er den Schaden nicht behoben hätte, wäre das Land in der Regenzeit überschwemmt und die Nutzfläche zerstört worden.

Mir scheint, er riet Laveaux, einige mit Geschützen bestückte Boote vor Caracol, Limonade und anderen Städten kreuzen zu lassen, damit sie neutrale Schiffe hinderten, einen dieser Häfen anzulaufen. „Es liegt in unserem Interesse, Lebensmittel und sonstige Hilfe, die sie auf dem Seeweg erhalten können, abzufangen.“

Im September 1795 schlossen Spanien und Frankreich den Friedensvertrag zu Bâle. Toussaint warnte Laveaux davor, anzunehmen, daß die Spanier Neutralität wahren würden. Er kenne sie gut. Sie haßten die Freiheit der Schwarzen. Sicher würden sie mit den Briten in Kontakt bleiben, und Laveaux täte gut daran, die Verbindungswege weiter zu beobachten.

Er versetzte die Stadt Verrettès. Sie lag in strategisch ungünstiger Umgebung und war schlecht zu verteidigen. Er entwarf den Plan für eine neue Stadt mitten in völlig ebener Steppe, die nach allen Seiten hin offen war.

Seine Ressorts waren der Krieg, die Politik, die Landwirtschaft, internationale Beziehungen, weitreichende Verwaltungsprobleme, sonstige Angelegenheiten. Er faßte Beschlüsse, erteilte Laveaux Ratschläge, allerdings, und das ist bezeichnend für seinen Takt, stets als Untergebener. Laveaux schlug seine Warnung hinsichtlich des Verrats der Spanier in den Wind und büßte dafür, da begnügte sich Toussaint mit der gelinden Bemerkung: „Ich habe es Ihnen gesagt.“ Selbst bei Entscheidungen, von denen er wußte, daß sie unumgänglich waren, wandte er sich an Laveaux und holte seine Zustimmung ein.

In keinem Brief hielt er es für nötig, sich zu rechtfertigen, sooft Laveaux ihm etwas vorwarf oder sich über ihn beklagte, doch er schrieb: „Ich werde die Rügen, die Sie mir erteilen, jederzeit mit Vergnügen entgegennehmen. Wenn ich sie ver-

diene, ist es ein Beweis der Freundschaft, die Sie für mich empfinden.“

Starke persönliche Bande entwickelten sich zwischen diesen beiden Männern, die so unterschiedlicher Herkunft waren und die die Revolution zusammengeführt hatte. Laveaux war freundlich, aufrecht, ein ergebener Anhänger der Negeremanzipation. Der unendlich argwöhnische und sehr reservierte Toussaint glaubte Laveaux absolut und traute nie einem andern, weder einem Schwarzen noch einem Weißen noch einem Braunen. Laveaux hatte die gleichen Gefühle für ihn. Einen Brief, der erhalten geblieben ist, hat Laveaux adressiert an seinen „vertrautesten Freund Toussaint“.

Inmitten all der militärischen, politischen und sonstigen Probleme faßten sie eine tiefe gegenseitige Zuneigung. Davon zeugt die folgende Notiz: „Hier ist etwas Wichtiges. Ich schicke Ihnen einige Trüffel. Seien Sie so freundlich, sie anzunehmen – von ihm, der Ihnen beste Gesundheit wünscht und der Sie auf das herzlichste umarmt. Alle meine Offiziere versichern Sie ihrer Hochachtung und Treue.“

P. S. General, unsere Ungeduld, Sie zu sehen, wächst mit jedem Tag. Werden wir dieses Vergnügens lange beraubt bleiben?“

Sieben Tage später scheint der Besuch angekündigt zu sein. „Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie nicht zögern, uns hier zu besuchen. Ich erwarte Sie mit äußerster Ungeduld, wie auch alle meine Männer, die Sie aufrichtig zu sehen und Ihnen gleichzeitig ihre Zuneigung zu bekunden wünschen.“

Laveaux, wie aus Toussaints Antworten ersichtlich, schrieb in ähnlicher Art. Dankbar erkennt Toussaint die Güte seines Vorgesetzten an: „Ich weiß nicht, wie ich meinen Dank ausdrücken soll für all die angenehmen Dinge, die Sie mir gesagt haben, und wie glücklich ich bin, einen guten Vater zu haben, der mich so sehr liebt. Seien Sie sicher, daß Ihr Sohn, Ihr aufrichtiger Freund ist, daß er Sie bis zum Tode unterstützen wird. Meine Armee dankt Ihnen für Ihre freundliche Aufmerksamkeit und beauftragt mich, Sie ihrer Zuneigung und Ergebenheit zu versichern . . .“

Ich umarme Sie auf das herzlichste, und seien Sie sicher, daß ich alle Ihre Schwierigkeiten und Ihre Sorgen teile.“

Gelbfieber raffte englische Soldaten zu Tausenden hinweg, aber immer wieder traf Ersatz ein, und das Geld floß in Strömen, um zusätzliche Formationen zu unterhalten, Truppen, die aus französischen Sklavenhaltern, Weißen, Mulatten und Schwarzen bestanden. Manchmal schwächten interne Intrigen und britisches Geld Toussaints Stellung erheblich, aber Freiheit und Gleichheit triumphierten, wie es Danton vorausgesehen hatte. Toussaint und Rigaud hielten die Engländer in Schach. Victor Hugues schlug sie in einem Gefecht nach dem anderen. 1795, meint Fortescue, ist das schmachvollste Jahr in der Geschichte der britischen Armee. Das Dekret vom 4. Februar hatte es bewirkt. Toussaint, der stets sehr umsichtig war, schickte eine persönliche Abordnung nach Frankreich. Die Männer sollten seine Loyalität bezeugen und darüber informieren, wie sorgsam er seine Pflichten als Soldat und als Schutzherr der Landwirtschaft erfüllte – und zweifellos sollten sie auch die französische Politik sondieren. Nichts entging ihm. 1794 hatte er sich den Franzosen angeschlossen. Anfang 1796 war er Prokonsul seines Distrikts, regierte und kämpfte er, als ob er sein ganzes Leben nichts anderes getan hätte.

Vor solchem Können, solcher Energie und so charmantem Auftreten kapitulierte Laveaux vollständig. In den ersten Monaten 1796 wußte ganz San Domingo, daß Toussaint L'Ouverture, der schwarze General, sich der höchsten Wertschätzung und Gunst des Gouverneurs erfreute.

## VII

### Die Mulatten versuchen es und scheitern

Ruhm schafft Feinde. Die weißen Royalisten hatten Toussaint längst zum Feind Nummer Eins abgestempelt. Einer von ihnen stellte eine Liste der gefährlichsten Republikaner zusammen und meinte, er verdiene besondere Aufmerksamkeit. „Was Toussaint betrifft, so ist er der große Papa.“

Aber die Weißen in San Domingo hatten ihre Macht eingebüßt. Potentielle Herrscher waren die Mulatten, und die Mulatten betrachteten das wachsende Ansehen des schwarzen Führers und seine Freundschaft mit Laveaux als Gefährdung der Vormachtstellung, die ihnen nach ihrer Auffassung rechtlich zustand. Mulatten und einige freie Schwarze nahmen die meisten hohen militärischen Ränge ein (außer in den Truppen, die Toussaint befehligte), und sie besetzten die Behörden der Städte und der Generalverwaltung. Villate, der Kommandant von Le Cap, war ein Mulatte. Die Mulatten des Südens unterstanden Rigaud, Beauvais und Pinchinat, die den Briten zu schaffen machten und einen Mulattenstaat aufbauten. Die Führer der Kaste brauchten Leute, und die ehemaligen Sklaven unter den Mulatten folgten ihnen bereitwillig.

Doch in der Westprovinz bedeuteten die Mulatten ein Problem. Die Mehrheit der reichen Privateigentümer schloß sich den Briten an, aber die französischen Plantagenbesitzer, die mit Williamson verhandelten, hatten dem Dekret vom 4. April abgeschworen (wen kümmerte das jetzt noch nach all den langen Reden und den Flugschriften?); sie wünschten sich nicht mehr und nicht weniger als die Kolonie, so, wie sie einmal gewesen war. Williamson ließ gegenüber der britischen Regierung durchblicken, wenn man ihn nur ermächtigte, die Vorschriften des Negerkodex durchzusetzen, würde er die Kolonie im Handumdrehen

erobern.<sup>1</sup> Dundas lehnte ab.<sup>2</sup> Williamson glaubte zweifellos, man könne solche Versprechen abgeben, die Kolonie erobern und sich danach seinen Verpflichtungen entziehen. Dagegen schien Dundas zu meinen, daß Verstärkungen von wenigen tausend Leuten ausreichten, die schwarzen Briganten zu bezwingen, ohne irgendwelche gefährlichen Konzessionen zu machen.

Trotz dieser Ablehnung blieben die besitzenden Mulatten im großen und ganzen probritisch. Wo immer Toussaint ein Gebiet einnahm – stets folgte der Eroberung seine übliche Politik. Er hieß die Besiegten willkommen, wenn sie den Treueid auf die Republik ablegten. Doch kaum hatte er ihnen den Rücken gekehrt, da begannen sie zu intrigieren und zu konspirieren, um die Briten zurückzuholen. Den Erfolg des ersten großen Angriffs, der gegen Saint Marc vorgetragen worden war, machten die verräterischen Mulatten zunichte. In Saint Marc, Mirabelais, Verrettes und dem ganzen Artibonitedistrikt bildeten sie die Hauptstütze der Briten, die ohne ihre Hilfe lange vor 1798 jeden Fußbreit Boden verloren hätten. Sie waren dafür verantwortlich, daß Toussaint viele seiner wichtigsten Eroberungen wieder einbüßte.

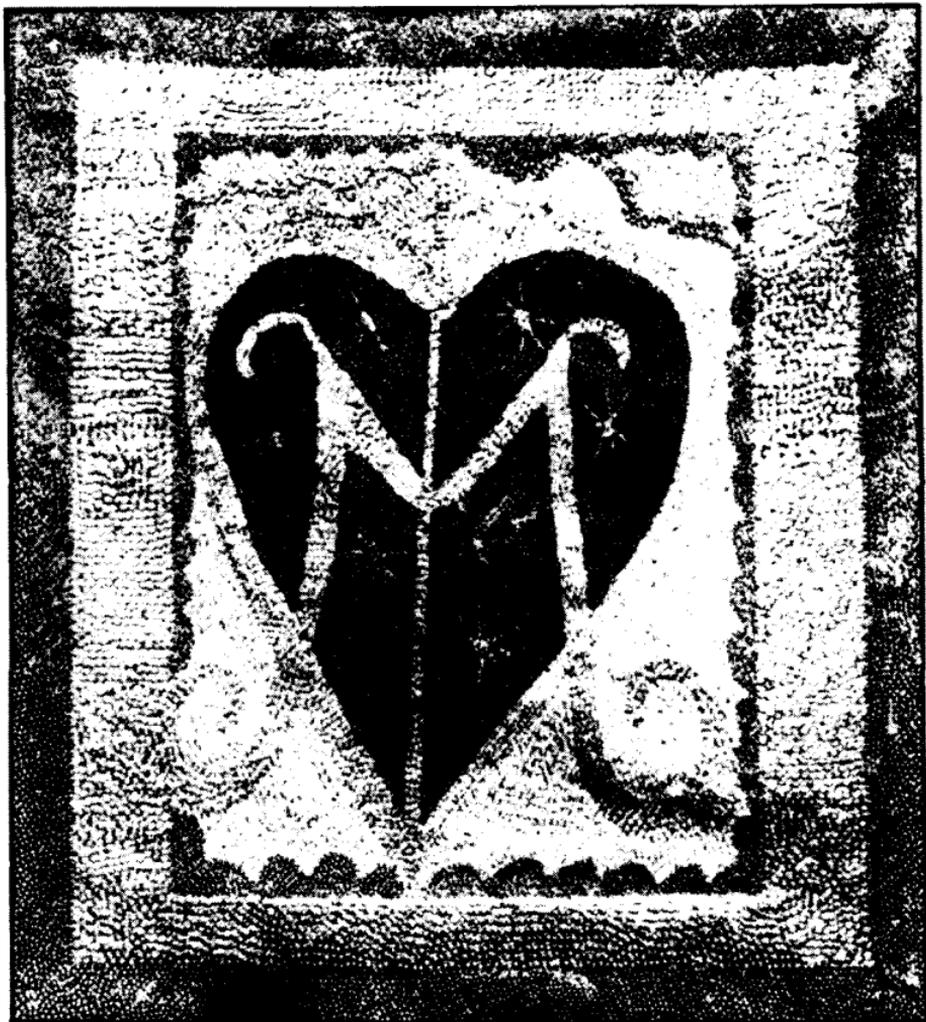
„Wie groß war heute meine Überraschung, als ich erfuhr, daß die Rebellen von Saint Marc im Verein mit jenen von Mirabelais und Verrettes uns mehrere andere Posten entrissen und unsere Leute zum Rückzug gezwungen haben . . . Dieser Rückschlag, der uns betroffen hat, ist einzig auf die Treulosigkeit der Farbigen dieses Distrikts zurückzuführen. Nie habe ich so häufigen Verrat erlebt, und ich schwöre, daß ich künftig ganz anders mit ihnen umspringen werde, als ich es bisher getan habe. Wann immer ich sie gefangennahm, habe ich sie wie ein guter Vater behandelt. Die undankbaren Schurken vergelten es mir, indem sie mich unseren Feinden auszuliefern trachten.“

Nach zahlreichen Intrigen mit Republikanern des großen und schönen Distrikts Mirabelais war Toussaint erfolgreich und informierte Laveaux hochofreut, daß er nunmehr Besitz ergriffen

---

1 An Dundas, 17. Januar 1794. Colonial Office Papers, Jamaica, C. D. 137/92.

2 *Ebenda*, C. D.137/93. 5. Juli 1794.



habe, „ohne das geringste Blutvergießen“ — stets ein wichtiger Faktor für ihn.

O weh! Wenige Wochen später wurde seine Garnison vertrieben. Wieder hatten die Mulatten ihn hintergangen. Da verlor er die Geduld. „Diese Schufte konspirieren mehr denn je . . . Es gibt eine Verschwörung . . . Sie müssen wissen, daß ein Farbiger an der Spitze steht.“

Während eines Gefechts pflegten die Mulatten seine Armee zu verlassen und zum Feind überzulaufen. „Schurken“, „Schufte“, „Schweinehunde“ — in der Wahl der Worte war Toussaint nicht zimperlich. Die Mulatten verbreiteten die Nachricht, er wolle das Land den Engländern ausliefern. „Der ganze Haß der Schufte richtet sich gegen mich. Durch solche Betrugsmanöver hetzen sie die Leute auf.“ Später schlug er in seinen Klagen neue Töne an. „Die Feinde von Freiheit und Gleichheit haben geschworen, mich zu beseitigen . . . Ein Hinterhalt, in den sie mich zu locken gedenken, soll mir zum Verhängnis werden. Mögen sie ihre Falle gut stellen, denn wenn ich ihnen entkomme, werde ich sie nicht schonen . . . Diese Herren meinen, daß es um jeden Preis nötig ist, mich zu beseitigen.“

Chanlatte, sagte er, sei der Kopf einer Verschwörung, und Chanlatte war Offizier der republikanischen Armee. Toussaint, der Exsklave mit seiner von Exsklaven geführten Exsklavenarmee, die stärkste Macht in San Domingo, war vor allem der Mann der Schwarzen, und nicht nur jene Mulatten, die sich um die Briten scharten, fühlten sich bedroht durch das große Einvernehmen, das zwischen Toussaint und Laveaux herrschte, durch das Interesse, das Laveaux den schwarzen Massen entgegenbrachte, und durch die Popularität, die er bei ihnen genoß. Auch die Mulatten, die Republikaner waren, dachten ähnlich. Es war keine Frage der Hautfarbe, sondern schlicht und einfach eine Klassenfrage. Sogar Schwarze, die vorher Freie gewesen waren, hielten zu den Mulatten. Da sie sich unter dem alten Regime eines gewissen Vermögens und Ansehens erfreut hatten, betrachteten sie die ehemaligen Sklaven im wesentlichen als Personen, die regiert werden mußten.

Laveaux liebte die Schwarzen um ihrer selbst willen, und er liebte Toussaint für die Dienste, die er ihm geleistet hatte, und weil er Toussaint war. Seine Berichte an den Minister sind des Lobes voll. Doch er liebte die Schwarzen auch, weil er die Mulatten fürchtete und in ihnen ein Gegengewicht gegen eine Mulattenmacht sah.

Die Mulatten glaubten das Land regieren zu können. Sie strebten die Unabhängigkeit an, und einige Weiße verschworen sich mit ihnen. Diese Bürger, warnte Laveaux den Minister,<sup>3</sup> wünschen alles zu beherrschen, wünschen sämtliche Stellen zu besetzen und jeden Vorteil selbst zu genießen. Die Mulatten und die ehemaligen freien Schwarzen in Le Cap fanden es unerträglich, wenn ein ehemaliger Sklave geschäftlichen Erfolg hatte oder irgendeinen Posten bekleidete.<sup>4</sup> Villate machte die Nationalgarde von Le Cap weitgehend mulattisch, warf frühere Sklaven ins Gefängnis, mißachtete die Befehle, die Laveaux erteilte, schrieb ihm beleidigende Briefe und intrigierte gemeinsam mit den Mulatten des Südens. „Ach, wenn sich Rigaud mit mir ins Einvernehmen gesetzt hätte, wäre die Kolonie schon vor langer Zeit gerettet worden!“

Solche und ähnliche Bemerkungen Villates kamen Laveaux zu Ohren, und er bat den Minister um Abhilfe. „Die Führer, die früher Sklaven waren, sind die Stützen der Freiheit und der Republik. Es ist meine feste Überzeugung, daß es ohne sie große Unabhängigkeitsbewegungen gäbe.“ Die fortgesetzte Bedrohung durch die Mulatten, während er gegen die Briten kämpfte, zermürbte Laveaux. „Die Liebe zu meiner Heimat, zu meinem Vaterland zwingt mich, alles mit übermenschlicher Geduld zu ertragen.“ Doch viel länger konnte er es nicht hinnehmen.

Sein Hauptquartier befand sich in Port-de-Paix. Im Juli 1795 schloß der Konvent mit Spanien Frieden, und im Oktober wies er Laveaux an, sein Hauptquartier nach Le Cap zu verlegen. Drei Jahre lang war Villate Herr von Le Cap gewesen, und jetzt kam Laveaux, Gouverneur und Oberbefehlshaber, um ihn und seine Gefolgsleute in die Schranken zu weisen.

Laveaux traf ein und entließ die Neger aus den Gefängnissen.

---

3 Berichte an den Marineminister. *Les Archives Nationales*, DXXV, 50.

4 *Ebenda*. Bericht vom 17. Messidor des Jahres IV.

Viele Mulatten lebten mietfrei in Häusern, die von ihren einstigen Besitzern verlassen worden waren. Perrod, der Schatzmeister, taxierte die Häuser und veranlaßte die Bewohner zu zahlen. Da erhoben sie ein Wehgeschrei über diese Tyrannei. Die Lage spitzte sich zu.

Anfang 1796 machte Pinchinat mit einem seiner Mitstreiter auf dem Weg nach Paris in Le Cap halt. Statt seine Fahrt fortzusetzen, entwickelte er eine rege Geschäftigkeit, wurde in die Kasernen geführt, wo er vor den Soldaten eine Ansprache hielt. Er schrieb zahlreiche Briefe nach dem Süden. Dann reiste er selbst dorthin zurück, um sich ein Alibi zu verschaffen.

Wenn das Vertrauen und die Bewunderung, die Laveaux für Toussaint empfand, eine gesunde politische Basis hatten, so beruhten Toussaints Vertrauen und Bewunderung für Laveaux auf der gleichen Grundlage. Er hatte die Manöver der Mulatten und Villates lange beobachtet, von dem Augenblick an, als er sich mit Laveaux verbunden hatte. Nach seiner Ernennung zum Kommandanten des Westkordons war Oberst Pierre Michel, ein Exsklave, von ihm herausfordernd gefragt worden, warum er ihn über Villates Intrigen nicht informiert habe. In den darauffolgenden beiden Jahren stießen Toussaint und Villate zusammen. Villate beschwerte sich bei Laveaux, Toussaint verbiete es den Landeigentümern, ihren Kaffee nach Le Cap zu verkaufen. Toussaint bestritt diese Anschuldigung entrüstet und fügte seiner Entgegnung einen Stoß Briefe bei, um zu beweisen, daß die Anklage falsch war.

„Ich halte Sie für zu gerecht, General, als daß Sie Ihr Urteil nicht überprüfen würden . . ., und ich hoffe, Sie denken nicht, daß ich imstande wäre, einen derartigen Fehler zu begehen . . . Wäre Villate einer meiner wahren Freunde, hätte er mich mit den Anwürfen, die von ihm gegen mich erhoben wurden, ebenfalls vertraut gemacht. Trotz der Tatsache, daß meine Brüder in Cap François dergestalt gegen mich intrigieren, habe ich nichts gegen sie vorzubringen. Ich betrachte sie immer als Brüder und Freunde. Durch Gottes Fügung wird die Zeit kommen, da Sie die Wahrheit erfahren.“

Toussaint war stets auf seinen Ruf bedacht. Wenn er keine

Tugend kannte, so gab er vor, sie zu haben. Doch in diesem Fall schienen seine Entrüstung und seine Beteuerungen aufrecht gemeint zu sein.

Sein ganzes Leben lang strebte er nach Aussöhnung und friedlicher Regelung aller Streitfragen. Dabei war er nicht der Mensch, der sich überrumpeln ließ. Er hatte seine Agenten in Le Cap. Anfang März wußte er, daß die Mulattenrevolte herangereift war und jeden Augenblick ausbrechen konnte. Weshalb sonst schrieb er zwei Tage vor dem zwanzigsten an Laveaux folgenden Brief?

„Ja, General, Toussaint ist Ihr Sohn. Sie sind ihm teuer. Ihr Grab wird das seine sein, und er wird für Sie sein Leben wagen. Sein Arm und sein Kopf stehen Ihnen stets zur Verfügung, und wenn er je fallen sollte, wird er den süßen Trost mit ins Jenseits nehmen, seinen Vater, seinen edlen Freund und die Sache der Freiheit verteidigt zu haben.“

Dennoch ist ziemlich sicher, daß er Laveaux nichts von seinem Verdacht mitteilte, denn Laveaux war sich zwar der Spannungen bewußt, wurde aber völlig überrascht.

Am Morgen des 20. März saß Laveaux um zehn Uhr mit einem anderen Offizier in seinem Schlafzimmer, als plötzlich sechs bis acht Personen hereinstürzten, Mulatten, „nicht ein Neger“ war unter ihnen, „nicht ein Weißer“. Er glaubte an einen Streit, den er schlichten sollte. Da überschütteten ihn die Eindringlinge mit Flüchen, und es hagelte Schläge. Sein Adjutant eilte zur Hilfe herbei, aber die Angreifer verhafteten Laveaux, den anderen Offizier und den Adjutanten. Laveaux trug Pantoffeln, die er in dem Gerangel verlor. Barfuß und barhäuptig, so, wie er war, wurde der Gouverneur von den Mulatten am Haar und am Arm ins Gefängnis geschleift. Perrod, der Schatzmeister, war bereits dort. Zwei Tage sahen sie niemanden und blieben ohne alle Fürsorge. Dann kamen die Angehörigen der Stadtverwaltung zu Laveaux, sagten, daß sie wegen seiner Verhaftung in einem Zustand der Verzweiflung seien, daß es empörend wäre usw. usf., und daß sie hofften, ihn bald frei zu bekommen.

Doch die Leute von der Stadtverwaltung waren ebenfalls in die Verschwörung verwickelt. Unmittelbar nach der Festnahme

ließen sie verlauten, daß Laveaux und Perrod das „Vertrauen der Öffentlichkeit eingebüßt“ hätten. Sie setzten Villate als Gouverneur von San Domingo ein. Villate schrieb an Pageot, den Militärkommandanten des Nordens, und an Caso Calvo von Spanisch-San-Domingo, um die beiden über seine jüngste Ernennung zu informieren.

Aber die Verschwörer besaßen nicht die geringsten Erfolgchancen. Der umsichtige Toussaint hatte die Entwicklung verfolgt, und seine Männer waren zur Stelle. Pierre Michel befahl ein Bataillon in Fort Liberté, unweit von Le Cap. Er war auf einem Sklavenschiff aus Afrika gekommen und hatte als Sklave gearbeitet, konnte weder lesen noch schreiben und hatte sich nach der Befreiung durch die Revolution vom einfachen Soldaten zum Obersten hinaufgearbeitet. Er war ein guter Soldat, diktierte klare und prägnante Berichte und zog die Unterschrift, die man für ihn mit Bleistift vorgezeichnet hatte, mit Tinte nach. Er war sehr geistesgegenwärtig, wagemutig und ehrgeizig. Auch eine Gabe zur Intrige hatte er. Während er Toussaint über Villate auf dem laufenden hielt, konspirierte er selbst gegen Toussaint und verfolgte das Ziel, den Norden zu beherrschen. Solche Menschen waren durch die fünf Jahre Revolution hervorgebracht worden.

Als Michel hörte, daß Laveaux verhaftet worden war, wußte er sofort, was er zu tun hatte. Er unterstellte die regierungstreuen Offiziere seinem Kommando, sandte unverzüglich einen Lagebericht an Toussaint, der sich fünfundsiebzig Meilen entfernt, in Gonaïves, aufhielt und wies die schwarzen Führer der Umgebung an, die Arbeiter zu den Waffen zu rufen und auf Le Cap zu marschieren, um „ihren Freund Laveaux“ zu befreien. Er nahm einen von Villates Kurieren fest, fand bei ihm eine Liste mit sechs Namen, ließ sie Toussaint, seinem Vorgesetzten, zukommen, so daß der etwas unternehmen konnte. Die schwarzen Massen, die von den Freunden der Regierung herbeigerufen worden waren, liefen durch die Straßen und riefen: „Die Macht dem Gesetz! Die Macht dem Gesetz!“

Als Toussaint in Gonaïves die Nachricht von dem Staatsstreich erhielt, schrieb er an Laveaux: „Was! Man wagt es, Sie zu be-

drohen und die Waffen gegen Sie zu erheben? Welche Ziele verfolgen sie? Sie werden auf ihren Platz zurückkehren und ihre Pflicht tun, oder ich werde tausend Leben für eines nehmen.“

Er entsandte zwei Bataillone in die Stadt, das eine unter dem gefürchteten Dessalines, schickte Drohbriefe überallhin, wo er Anhänger Villates vermutete, und diese Briefe erreichten, daß die möglichen Rebellen Ruhe bewahrten.

An die Bürger von Le Cap richtete er eine seiner flammenden Proklamationen: „. . . Indem ihr euch der Regierung widersetzt, widersetzt ihr euch Frankreich. Was wird das Mutterland sagen, wenn es von eurem ungebührlichen Verhalten gegenüber seinen Vertretern erfährt . . . Werft einen Blick auf den Artibonitestrict und seht die unerhörten Grausamkeiten, welche die Engländer an euren Brüdern verüben. Einige werden auf Boote geladen und in der See ertränkt, und die anderen werden an den Wangen gebrandmarkt und als Galeerensklaven in Ketten gelegt. Selbst die farbigen Frauen müssen ihr Heim verlassen und sich in den Wäldern verstecken, um der Barbarei unserer Feinde zu entgehen. Ihr dagegen, ihr könntet friedlich in Euren Häusern wohnen. Aber nein, Ihr stiftet Verwirrung . . .“

Wenige Tage darauf traf er an der Spitze eines Kavallerietrupps selbst in Le Cap ein. Doch inzwischen war der Aufstand halb vorüber, Laveaux freigelassen und Villate mit einer kleinen Gruppe persönlicher Gefolgsleute geflohen. Die schwarzen Massen in Stadt und Land standen fest hinter Laveaux. Der triumphierende Toussaint suchte Frieden. Er schickte eine Abordnung zu Villate und lud ihn ein, nach Le Cap zurückzukehren. Hundert schwarze Frauen begleiteten die Deputierten. Villate sagte ihnen, er hoffe, daß genau jene Schwarzen Laveaux ermorden würden, die so in seiner Gunst standen, doch war er einverstanden, mit Toussaint zusammenzutreffen, nur sollte Toussaint zu ihm kommen. Toussaint vermutete eine Falle und weigerte sich, ihn aufzusuchen.

Inzwischen hatten die schwarzen Frauen, die die Abordnung begleiteten, den Einflüsterungen von Villates Soldaten gelauscht, und als sie zurück waren, liefen sie durch die ganze Stadt und riefen aus, im Hafen lägen zwei Schiffe und hätten Ketten gebracht, weil Laveaux und Perrod die Neger wieder in

die Sklaverei stürzen wollten. Die Soldaten, die Laveaux unterstützt hatten, umringten sein Haus und verlangten sein Blut.

Sie waren dabei, ihn zu töten, da erschien Toussaint vor der Menge, führte sie zum Hauptspeicher, öffnete die Türen und zeigte ihnen, daß keine Ketten eingelagert waren. Es gelang ihm, die Schwarzen zu beruhigen, zum einen durch die praktische Demonstration, zum anderen wegen des Vertrauens, das sie ihm entgegenbrachten, einem General, einem Schwarzen und Exsklaven wie sie selbst.

Doch obwohl der Aufstand erstickt war, kannte Laveaux die Schwäche seiner Position und verzichtete auf Strafmaßnahmen. Zwölf britische und zwei amerikanische Schiffe verhängten eine Blockade über Le Cap. Die Mulattenführer schienen immer noch bereit zu rebellieren. Laveaux argwöhnte eine Verschwörung und mußte alles tun, was in seinen Kräften stand, um eine Revolte, die von den Briten gebilligt worden wäre, zu verhindern. Die Mulatten forderten lautstark eine Teilung der Macht, die nicht ein Mann allein ausüben sollte.

Am ersten April begab sich Laveaux in Begleitung Toussaints nach Le Cap und rief Volk und Armee auf dem Paradeplatz zusammen. Er wußte, die Mulatten erwarteten, daß er in der Regierung etwas verändern und Villate mit größeren Befugnissen wiedereinssetzen werde. Zum Erstaunen aller Versammelten und zur grenzenlosen Freude der Schwarzen proklamierte er Toussaint zum stellvertretenden Gouverneur und gelobte, nie etwas tun zu wollen, ohne ihn konsultiert zu haben. Er nannte ihn den Retter der herrschenden Regierungsform, den schwarzen Spartakus, den Neger, den Raynal vorausgesagt habe, der die seiner Rasse angetanen Verbrechen rächen werde.

Von Dankbarkeit überwältigt, prägte Toussaint eins seiner geflügelten Worte: „Nach Gott Laveaux.“

Französische Historiker behaupten, im Bewußtsein der Schwarzen habe Toussaints Erhebung über die Mulatten und französischen Vertreter mit jenem denkwürdigen Tag begonnen, und sie tun dies nicht, ohne Laveaux dafür zu tadeln. Es ist das Privileg der Historiker, nach dem Ereignis klug zu sein, und je beschränkter der Historiker, desto weiser beabsichtigt er gewöhnlich zu sein. Laveaux konnte nicht anders handeln.

Toussaint wünschte, er solle Villate entlassen. „Der domini-

kanische Katechismus gebietet, uns unsere Schuld zu vergeben, Herr, wie wir jenen vergeben sollen, die an uns schuldig geworden sind. Aber für eine Armee gilt: Ohne Gehorsam keine Disziplin, und ohne Disziplin keine Armee. Wenn der Leutnant dem Hauptmann nicht gehorcht, werden auch der Unterleutnant, der Feldwebel, der Soldat nicht gehorchen. Zumindest denke ich so, General.“

Laveaux wollte den Schritt nicht tun. Er fürchtete, ein Bürgerkrieg könne zum Verlust der Kolonie führen, aber er schrieb dem Minister und erklärte ihm, was er unternommen hatte. Mit der Ernennung Toussaints zu seinem Stellvertreter hätte er „die Pläne dieser boshafte Leute durchkreuzt“. Für Laveaux stand fest, daß auch Rigaud zu den Verschwörern zählte. Für den Augenblick waren die Mulatten blockiert, aber die französische Herrschaft in der Kolonie war gefährdet, und Laveaux stand vor dem Fiasko.

„Ach, Bürger“, bat er den Minister, „verlieren Sie keine Zeit. Schicken Sie Truppen, eine starke Streitmacht, schicken Sie Kommissare, schicken Sie Gesetze und alles, was vonnöten ist, damit sie eingehalten werden. Jede weitere Verzögerung wird die vier Jahre harter Arbeit und Entbehrungen, die wir treuen Republikaner auf uns genommen haben, zunichte machen.“

Die französische Regierung zeigte sich beunruhigt darüber, daß die Umtriebe der Mulatten so rasch anwuchsen, und entsandte eiligst eine Kommission, die am 11. Mai 1796 in Le Cap an Land ging. Sie bestand aus fünf Leuten — Giraud, Leblanc und drei Männern, die in der Geschichte San Domingos bereits eine Rolle gespielt hatten: dem Mulatten Raimond, Roume, der Spanisch-San-Domingo, das Spanien nach dem Vertrag von Bâle an Frankreich abzutreten hatte, in Besitz nehmen sollte, und unserem alten Freund Sonthonax. Zu seinem eigenen Glück war Sonthonax erst nach dem Sturz Robespierres in Paris eingetroffen. Er hatte vor Gericht gestanden und war von den Anschuldigungen, die die Kolonisten gegen ihn erhoben hatten, freigesprochen worden. Es war bekannt, daß er eine Schwäche für die Schwarzen hatte, und Frankreich fürchtete jetzt nicht die Schwarzen, sondern die Mulatten. Sonthonax kam daher mit der ausdrücklichen Anweisung, die Mulatten unter Kontrolle zu halten. Er brachte nur zwölfhundert Leute mit, aber eine große

Menge Waffen und Munition. Am 17. August, vier Monate nach der Ankunft von Sonthonax, bestätigte das Direktorium die Beförderungen, die Laveaux ausgesprochen hatte. Toussaint war zum Divisionsgeneral avanciert, Pierre Michel und andere ehemalige Sklaven zu Brigadegeneralen. Frankreich, das in Europa noch einen Kampf auf Leben und Tod führte, brauchte die Schwarzen, nicht nur, um sich gegen die Briten zu behaupten, sondern auch gegen drohende Unabhängigkeitsbestrebungen der Mulatten. So stiegen Toussaints Aktien als Führer der Schwarzen unaufhaltsam.

## VIII

### Abermals die weißen Sklavenhalter

Sonthonax, diktatorisch, eigenwillig wie eh und je, beherrschte die Kommission und leitete eine betont schwarzenfreundliche Politik ein. Er liebte die Schwarzen, sagte, er wünschte, selber einer zu sein, und lebte offen mit einer Mulattin zusammen.

Wären alle Weißen wie Sonthonax gewesen, hätten die Arbeiter ihre weißenfeindlichen Gefühle verloren, denn diese besagten nur, daß sie gegen die Sklaverei waren. Für Laveaux und Sonthonax hätten sie alles getan, aber den alten Sklavenhaltern konnten sie nicht trauen. Die Briten arbeiteten mit Bestechung und Intrige, lieferten Geld und Gewehre, und in der ganzen Kolonie kam es immer wieder zu Aufständen. Sonthonax schrieb heimlich an das Direktorium, die Schwarzen haßten die Weißen, aber er verstehe die Gründe ihres Hasses. Drei Wochen nach seiner Ankunft veröffentlichte er eine Erklärung in kreolischer Sprache. Jeder, der auf einem Marktplatz oder anderenorts behauptete, daß die Neger ihre Freiheit nicht für alle Zeiten erhalten hätten oder daß ein Mensch das Eigentum eines anderen sein dürfe, sei ein Landesverräter und werde entsprechend bestraft. Um die Leute, die in diesem Punkt so empfindlich waren, von seinen lauterer Absichten zu überzeugen, begnadigte er alle, die wegen Verschuldung eine Haftstrafe verbüßen sollten oder bereits wegen dieses Deliktes im Gefängnis saßen.

Er mühte sich redlich, ihnen beizubringen, daß Arbeit nötig sei. In Frankreich ist jeder frei, sagte er, und jeder arbeitet. Doch er verwahrte sich entschieden gegen Zwang. Arbeitet hart, lautete sein Rat, aber vergeßt nicht, daß niemand das Recht hat, wider euren Willen über eure Zeit zu verfügen. Streng verbot er, daß auf den Plantagen geschlagen wurde. Er richtete Schulen

ein, in denen die Schwarzen eine elementare Bildung erhielten und in denen auch griechische und römische Geschichte gelehrt wurde. Die Söhne der Schwarzen und Mulatten schickte er nach Frankreich. Sie besuchten dort eine Sonderschule, deren Pforte ihnen die Republik geöffnet hatte. Er verkündete, keiner, der seinen Namen nicht schreiben könne, werde von ihm ein Amt erhalten. So erreichte er, daß in jedem Haus Le Caps schwarzhäutige Männer und Frauen, manche fünfzig Jahre alt, lesen und schreiben lernten. Die Schwarzen wußten, daß sie unwissend waren und waren gewillt, von den Weißen, auch von deren Kindern, etwas zu übernehmen, sich durch Menschen aus Frankreich, Männer wie Laveaux und Sonthonax, lenken und leiten zu lassen. Sie verlangten weiter nichts, als daß ihnen die Furcht genommen würde, wieder versklavt zu werden. Aber da waren die Briten, die Millionen ausgaben, um sie in die Sklaverei zurückzuführen, und sie wußten, daß die ehemaligen Sklavenhalter, für die sie jetzt als freie Menschen arbeiteten, sie bei der ersten Gelegenheit erneut zu Sklaven machen würden. Ihre Hoffnung war Toussaint, ein Schwarzer. Alle schwarzhäutigen Arbeiter San Domingos schauten auf ihn.

Als Sonthonax eintraf, stand dem militärischen Rang nach nur Laveaux noch über Toussaint. Er besaß das Vertrauen der französischen Regierung, die ihm Geschenke und Gratulationsschreiben sandte und dafür sorgte, daß seine Söhne in Paris eine Bildung genossen. Zu Laveaux und Sonthonax unterhielt er die besten Beziehungen. Die Mulatten des Nordens waren diskreditiert, und Toussaint mit seiner Armee und der Unterstützung durch die Massen war der mächtigste Mann San Domingos. Unterlag er von dieser Zeit an der Verlockung, Herr der Insel werden zu wollen? Viele sind davon überzeugt, doch diese Ansicht ist falsch. Sicher ist nur, daß er anstrebte, Oberbefehlshaber zu werden, und Laveaux äußerst taktvoll zu verstehen gab, falls er nach Frankreich zurückzukehren wünsche, werde er ihm dabei behilflich sein.

Die französische Verfassung des Jahres III billigte San Domingo in beiden Häusern sieben Deputierte zu. Wahlen sollten im September 1796 stattfinden, und im August äußerte Toussaint gegenüber Laveaux, er könne dafür sorgen, daß man ihn als Abgeordneten wählen werde: Laveaux habe Gesundheit, Frau und

Kinder geopfert und brauche eine Erholung von den Intrigen und Machtkämpfen. Die Rechtfertigung, die ihm hier in den Mund gelegt wurde, war stichhaltig. In all den Jahren der Revolution und der britischen Invasion hatte Laveaux sein Letztes gegeben. Ohne ein einziges Mal nach Frankreich zu fahren, hatte er als Gouverneur und Oberbefehlshaber die zermürbenden Auswirkungen der Kämpfe ertragen, zuerst gegen die Sklaven, dann gegen die Spanier und Briten. Seine Briefe an den Minister beweisen, wie ihn der Druck belastete und bereitwillig ergriff er die Gelegenheit. Zumindest er ahnte nichts von Toussaints Absichten, oder wenn er etwas argwöhnte, so verübelte er es ihm nicht. Sie blieben engste Freunde, auch als Laveaux nach Frankreich zurückgereist war. Ihr vertraulicher Briefwechsel wurde fortgesetzt, und Laveaux war immer Toussaints hartnäckigster Verteidiger.

Aber auch Sonthonax ließ sich als Vertreter der Kolonie ins französische Parlament wählen, obwohl er erst wenige Monate vorher angekommen war. Toussaint wollte einen vertrauenswürdigen Vertreter der Schwarzen in Frankreich haben. Auch das war einer der Gründe, weshalb er angeregt hatte, daß Laveaux zurückfahren solle, und genau das war es auch, weshalb Sonthonax heimkehren wollte. Seit der Abschaffung der Sklaverei hatte sich die politische Situation in Frankreich verändert, und die Befürworter der Negerbefreiung hatten alle Ursache, nervös zu werden.

Bis Juli 1794 gaben Robespierre und der Berg den Ton an. Der Terror hatte Frankreich gerettet, aber lange vor Juli war Robespierre weit genug gegangen und hinter den revolutionären Massen zurückgeblieben. In den Straßen von Paris predigten Jacques Varlet und Roux den Kommunismus — nicht in der Produktionsweise, sondern in der Verteilung, eine natürliche Reaktion auf das Profitstreben der neuen Bourgeoisie. Robespierre jedoch, obwohl revolutionär gesinnt, war ein Vertreter der Bourgeoisie und hatte die äußerste Grenze der bürgerlichen Revolution erreicht. Er verfolgte die Arbeiter. Weit mehr Werktätige als Aristokraten gingen in dieser Phase des Terrors zugrunde. Im Juli 1794 errangen die Revolutionsarmeen einen großen Sieg in Bel-

gien; sogleich galt der Öffentlichkeit eine Fortsetzung des Terrors als ungerechtfertigte Schreckensherrschaft einer Partei und nicht als revolutionäre Notwendigkeit. Der rechte und der linke Flügel des Konvents vereinigten sich, um dem Diktator eine Abfuhr zu erteilen, und als er an das Volk appellierte, fand er nicht die gewohnte Resonanz. Einige der Abteilungen folgten dem Aufruf, doch es gab Verzögerungen, Regen setzte ein und die Leute gingen wieder nach Hause. Den revolutionären Eifer, der sie seit August 1792 beflügelt hatte, gab es nicht mehr. Robespierre selbst hatte ihn getötet. Er scheint ständig einen Bruch zwischen der extremen revolutionären Bewegung der Hauptstadt und jener der übrigen Landesteile befürchtet zu haben, aber er hatte den linken Flügel zerstört und somit sein eigenes Schicksal besiegelt.

Die Tragödie bestand darin, daß die Pariser Massen, indem sie ihn seinem Verhängnis überließen, schlimmeren Feinden Tür und Tor öffneten. Robespierres Nachfolger waren die neue Beamtenschaft, die Finanzspekulanten, die Aufkäufer kirchlichen Besitzes, kurzum: die Neureichen. Sie waren Feinde der Royalisten (die sie sofort guillotiniert hätten, wäre das Königtum restauriert worden), begierig nach sozialer Gleichheit, aber zugleich entschlossen, die Massen niederzuhalten, gewillt, sich mit der alten Bourgeoisie und sogar Teilen der Aristokratie zu verbünden, um die neuen Bedingungen, die durch die Revolution geschaffen worden waren, gemeinsam zu nutzen.

Als die Massen merkten, woher der Wind wehte, versuchten sie 1795 zweimal ihre alte Macht zurückzuerlangen, doch das neue bürgerliche Frankreich erwies sich als zu stark für sie. Sie wurden besiegt, die Reaktion erstarkte, und da sie anwuchs, krochen die ehemaligen Sklavenhalter aus den Gefängnissen und ihren Verstecken hervor, hoben den Kopf und verlangten die Wiederherstellung der „Ordnung“ in San Domingo und den Kolonien.

An dem Morgen nach der Aufhebung der Sklaverei war der Konvent nicht allzu glücklich über diese Maßnahme gewesen. Robespierre scheint den Nutzen von Kolonien überhaupt angezweifelt zu haben. Vermutlich, um sich mit Britannien zu arrangieren, hatte er bekanntgegeben, daß er die koloniale Frage

nicht erörtert haben wolle, und dazu hatten alle geschwiegen.<sup>1</sup> Der glückliche Sonthonax, Brissotist und folglich ein Feind von Robespierre, war vor dessen Sturz in Frankreich eingetroffen und abermals Gefahr gelaufen, guillotiniert zu werden. Doch nach dem Tod des Jakobinerführers rückte die koloniale Frage wieder auf die Tagesordnung. Ehe der Konvent aufgelöst wurde, pries Boissy d'Anglas die hervorragende Verteidigung San Domingos durch Toussaint und Rigaud und ihre Armee, und er sagte, sie hätten sich um das Land sehr verdient gemacht. Gouly, ein kolonialer Deputierter, wandte sich erfolglos gegen eine entsprechende Resolution, aber er verfaßte ein langes Schriftstück, bei dem seine Restaurationsbestrebungen zwischen den Zeilen zu lesen waren, und der Konvent ließ das Dokument drucken.

Die neue Verfassung gab Frankreich das aus fünf Mitgliedern bestehende Direktorium und zwei Kammern, den Rat der Alten und den Rat der Fünfhundert. Beide Häuser, die aus eingeschränkten Wahlen hervorgegangen waren, traten im November 1795 zusammen. Im einen wie im anderen bildete die neue Bourgeoisie die herrschende Kraft. Die Jakobiner waren geschwächt und diskreditiert. Sie stellten eine Minderheit. Vaublanc, der nach dem 10. August geflohen war, und eine starke Gruppe zählten zu den Mitgliedern des Rates der Fünfhundert, und die emigrierten Kolonisten betrieben innerhalb und außerhalb des Parlaments eine unaufhörliche Agitation für die „Wiederherstellung der Ordnung“ in den Kolonien. Was hatte es mit dieser „Ordnung“ auf sich? Die Schwarzen zweifelten nicht an dem Wesen der „Ordnung“, die die abgewanderten Kolonisten wiederherzustellen trachteten. Sie sagten zwar nicht offen „Sklaverei“ — die Furcht vor der Revolution saß ihnen noch im Nacken —, aber dem schwarzen San Domingo kam allmählich zu Ohren, daß Page, der den Brief vom 11. August verfaßt hatte, sein Freund Bruley, Vaublanc und andere notorische Feinde der kolonialen Freiheit in Frankreich erneut aktiv waren. Mit den einheimischen

---

<sup>1</sup> Saintoyant, *La Colonisation Française* . . . Bd. I, S. 229—230. Es bestand eine merkwürdige Allianz zwischen Robespierre, Fouquier-Tinville, Staatsanwalt des Revolutionstribunals, und einigen emigrierten Kolonisten. Vgl. Insbesondere einen Bericht von Dufay, dem weißen Mitglied der ersten dreiköpfigen Vertretung San Domingos. *Les Archives Nationales*, DXXXV, 57.